

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 9, April 2002

Herausgegeben vom
Institut für Europäische Kulturgeschichte
der Universität Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)
Prof. Dr. Thomas M. Scheerer (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)
Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär)
Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber und Dr. phil. Anke Sczesny
e-mail: wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de
anke.sczesny@iek.uni-augsburg.de

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat: Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598-5840, Fax: (0821) 598-5850
e-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Gestaltung: Theresia Hörmann
Satz: Eva-Maria Seitz
e-mail: Eva-Maria.Seitz@iek.uni-augsburg.de

Umschlagabbildung aus: Diderot, D'Alembert, Encyclopédie

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437 – 2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/index.htm>

Inhalt

Editorial	7
Aufsätze	
Volker Reinhardt <i>Endzeit und Modernisierung. Zur Dialektik von Millenarismus und Staatsausbau um 1500</i>	10
Christine Gillich und Theo Stammen <i>Jacob Brucker: Erste Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte (1751)</i>	28
Aktuelle Forschung	
Berichte	
Sabine Doering-Manteuffel und Michaela Schwegler <i>Mobile Künste. Kleinkünstler als mediale Träger der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit</i>	45
Wolfgang Wüst <i>Stadtarchiv und Institut für Europäische Kulturgeschichte in Augsburg – une bonne alliance culturelle</i>	48
 Buchrezensionen	
➤ Barbara Beßlich: Wege in den „Kulturkrieg“. Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914	56
➤ Sven Externbrink/Jörg Ulbert (Hg.): Formen internationaler Beziehungen in der Frühen Neuzeit. Frankreich und das Alte Reich im europäischen Staatensystem. Festschrift für Klaus Malettke zum 65. Geburtstag	57

- Paul Hoser: Die Geschichte der Stadt Memmingen.
Vom Neubeginn im Königreich Bayern bis 1945 60
- Gerhard R. Kaiser/Siegfried Seifert (Hg.): Friedrich Justin
Bertuch (1747-1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer
im klassischen Weimar 63
- Friedrich Kittler: Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft 64
- Max Plassmann: Krieg und Defension am Oberrhein. Die vorderen
Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm v. Baden (1693-1706) 68
- Norbert Rehrmann/Andreas Koechert (Hg.): Spanien und die
Sepharden. Geschichte, Kultur, Literatur 71
- Felix Scheffler: Das spanische Stilleben des 17. Jahrhunderts.
Theorie, Genese und Entfaltung einer neuen Bildgattung 75
- Christine Werkstetter: Frauen im Augsburger Zunfthandwerk.
Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse
im 18. Jahrhundert 78
- Wolfgang Wüst (Hg.): Die „gute“ Policity im Reichskreis.
Zur frühmodernen Normensetzung in den Kernregionen des Alten
Reiches, Bd. 1: Die „gute“ Policity im Schwäbischen Reichskreis 82

Neuerscheinung

- Anke Sczesny: Zwischen Kontinuität und Wandel.
Ländliches Gewerbe und ländliche Gesellschaft im
Ostschwaben des 17. und 18. Jahrhunderts 83

Rückblick

Colloquium Augustanum Vortragsreihe des Instituts

- Prof. Dr. Ivo Schneider, München
Der Einfluß deutscher Rechenmeister, vor allem von Johannes
Faulhaber und Peter Roth, auf den jungen Descartes 86
- Prof. Dr. Michael Albrecht, Trier
Brucker und die Eklektik – Wandlungen eines Leitbegriffs der
Moderne 87
- PD Dr. Ursula Baumann, Berlin
Durkheim und seine Zeitgenossen. Der Suizid als *fait social* und
der Entwurf einer Theorie der modernen Gesellschaft um 1900 88

Dr. Jill Bepler, Wolfenbüttel Macht und Ohnmacht: Die fürstliche Witwe im Spiegel der Funeralwerke der Frühen Neuzeit	89
Prof. Dr. Giorgio Cracco, Trient Die neuen Tendenzen des geschichtlichen Denkens im Jahrhundert Friedrichs II.	89
Gastwissenschaftliche Vorträge im Rahmen des Graduiertenkollegs	
Dr. Peter Burschel, München Zur Martyriekultur der Jesuiten	90
Forschungsveranstaltungen	
<i>Tagung</i> : Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit	91
<i>Tagung</i> : Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissens- verarbeitung: das europäische Modell der Enzyklopädien	93
<i>Tagung</i> : Geistliche Staaten in Schwaben im Rahmen der Reichsverfassung	96
Graduiertenkolleg <i>Wissensfelder der Neuzeit</i>	
Stipendiatinnen und Stipendiaten	98
Promotions- und Forschungsprojekte	100
Sommerakademie des Augsburger Graduiertenkollegs „Perspektiven der frühneuzeitlichen Informationskultur“	108
Miszellen	
Kultusminister Hans Zehetmair würdigt IEK	113
Eine Stimme von außerhalb: Der Rektor der Universität Basel zu den aktuellen Problemen der Universität	113
Anschriften der Autorinnen und Autoren	115

Editorial

Europäische Kulturgeschichte – Was ist das eigentlich? Die Frage wurde an dieser Stelle bereits einmal gestellt und ersten überzeugenden Antworten zugeführt. Es ist in der Tat, wie Wolfgang Weber schreibt, von zentraler Bedeutung, daß „Kultur“ nicht nur als besonders bedeutsam eingestufte künstlerische und wissenschaftliche Hervorbringungen umfaßt, sondern alle Formen der Wahrnehmung, Sinnstiftung und Verständigung, die menschlichen Individuen und Kollektiven zur Verfügung stehen. Ebenso zutreffend scheint mir ein Verständnis von „Europa“, das nicht primär von geographischen Bestimmungen ausgeht, sondern den kulturellen Zusammenhang in den Blick nimmt, der Europa als Entität begründet. Entscheidend ist schließlich auch die Einsicht in die historische Wandelbarkeit kultureller Erscheinungen in Europa. Welche Relevanz kulturellen Phänomenen zukommt, läßt sich ohne eine differenzierte Analyse des geschichtlichen Kontexts, in den sie jeweils eingebunden sind, nicht wirklich begreifen.

Nachdem die Gründung des Instituts für Europäische Kulturgeschichte einen ersten richtungsweisenden Schritt hin zu einer interdisziplinären Beschäftigung mit kulturhistorischen Fragestellungen bedeutete, bietet der neugeschaffene Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte die Möglichkeit, bereits Geleistetes fortzuführen und zu vertiefen. Seit der Lehrstuhl im Herbst 2000 seine Tätigkeit aufgenommen hat, arbeiten wir daran, das Fach „Europäische Kulturgeschichte“ im eingangs angedeuteten Sinn mit Inhalten zu füllen und ihm Resonanz zu verschaffen. Wir, das sind neben mir als Inhaberin des Lehrstuhls im Augenblick der Historiker Dr. Achim Landwehr, die Germanistin Dr. Stefanie Stockhorst sowie Inge Lev, M.A., welche das Sekretariat betreut. Die Aufgaben, denen wir uns von Beginn an zu stellen hatten, sind vielfältig: Im Sommer letzten Jahres stimmte der Senat der Universität Augsburg einem für Deutschland bislang einmaligen B.A. Studiengang Europäische Kulturgeschichte zu, der auf das Wintersemester 2001/2002 eingeführt wurde. Mittlerweile wurde die Europäische Kulturgeschichte als ein Profilschwerpunkt der Philologisch-historischen Fakultät benannt, und festgelegt, daß die zukünftige Planung der Fakultät und insbesondere die absehbaren personellen Veränderungen dieser Neuausrichtung Rechnung zu tragen haben. Im ersten Jahr seines Bestehens hat sich der Lehrstuhl auch intensiv um eine Vernetzung innerhalb und außerhalb der

Universität Augsburg bemüht, um auf ein noch junges Fach aufmerksam zu machen, das, was uns ermutigt, bei vielen auf ein erfreuliches Echo gestoßen ist. Angesichts der Aufbauarbeit, die zu leisten war, mußten inhaltliche Überlegungen zunächst etwas zurückgestellt werden, dennoch zeichnet sich bereits jetzt ein Profil ab, das die Forschungs- und Lehrtätigkeit der kommenden Jahre prägen dürfte. Im Mittelpunkt unserer wissenschaftlichen und didaktischen Bemühungen stehen wissens- und wahrnehmungsgeschichtliche Fragestellungen. Wie Wissen erzeugt, vermittelt und rezipiert wird, wie „gelehrtes“ Wissen popularisiert wird und umgekehrt „populäre“ Vorstellungen in die Kultur der sozialen Eliten Eingang finden, wie Wissensinhalte und Denkformen über politische, konfessionelle und kulturelle Grenzen hinweg transferiert werden und welche Rolle unterschiedliche Medien einzeln oder als vernetztes System in den genannten Zusammenhängen spielen – dies sind Fragen, mit denen wir uns befassen wollen. Zugleich wird es darum gehen, die Prämissen einer Disziplin zu reflektieren, die ihre Entstehung einem verstärkten Interesse an kulturellen Paradigmen innerhalb des wissenschaftlichen aber auch des gesellschaftlichen Diskurses verdankt. Welcher Forschungsfelder sich die Europäische Kulturgeschichte anzunehmen hat, mit welchem methodischen Instrumentarium sie sich ihrem Gegenstand nähern soll und welche Konsequenzen sich aus ihrem Selbstverständnis als interdisziplinäre Schnittstelle verschiedener Fächer ergeben, bedarf der, auch theoretischen, Klärung. Einer – durchaus kritischen – Diskussion der Möglichkeiten und Grenzen fachüberschreitenden Dialogs soll nicht zuletzt ein Essaywettbewerb zum Thema „Das interdisziplinäre Gespräch – nur leeres Gerede?“, den der Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte im November 2001 für Studierende und Promovierende der Universität Augsburg ausgeschrieben hat, dienen.

Mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte und dem ihm angegliederten Graduiertenkolleg, mit dem gleichnamigen Lehrstuhl sowie einem B.A. Studiengang Europäische Kulturgeschichte, der in absehbarer Zeit durch einen M.A. Studiengang ergänzt werden soll, verfügt die Universität Augsburg über ausgezeichnete Voraussetzungen für kulturhistorische Forschungs- und Lehrinitiativen. Ich erlebe es als faszinierende Herausforderung, als Wissenschaftlerin und akademische Lehrerin, aber auch im Rahmen des Instituts für Europäische Kulturgeschichte, dessen Direktorium ich seit dem Beginn des Sommersemesters 2001 angehöre, gemeinsam mit anderen Forschern und Forscherinnen dazu beizutragen, die dadurch eröffne-

ten Perspektiven zu nutzen und den daraus resultierenden Erkenntnisgewinn in konkrete Ergebnisse umzumünzen. Es spricht viel dafür, daß die Universität Augsburg mit ihrer Entscheidung, durch die Etablierung der Europäischen Kulturgeschichte Tendenzen zu bündeln und zu reflektieren, welche den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs leiten, sich für eine Forschungsrichtung ausgesprochen hat, die nicht nur den beteiligten Disziplinen neue Impulse zu geben vermag, sondern die auch deren Wahrnehmung durch Außenstehende günstig beeinflussen kann. Entscheidend wird allerdings sein, daß es gelingt, durch die fundierte und differenzierte Arbeit aller Beteiligten deutlich werden zu lassen, daß Europäische Kulturgeschichte weit mehr ist als ein modisches Etikett. In diesem Sinne blicke ich mit Neugier und Zuversicht in die Zukunft und freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen!

Silvia Serena Tschopp

Endzeit und Modernisierung. Zur Dialektik von Millenarismus und Staatsausbau um 1500

von
Volker Reinhardt, Fribourg

Was bewegt Menschen dazu, sich mit Leib und Seele für eine Sache einzusetzen, die ihnen nicht nur keinen unmittelbaren materiellen Vorteil einbringt, sondern sie statt dessen dem sehr realen Risiko aussetzt, Leib, Leben und Seelenheil auf einmal zu verlieren? Was läßt den Menschen so weit über sich hinauswachsen, daß er alle Sorgen um sein eigenes kleines Ego, aber auch um das Fortkommen seiner Familie und das Geschick seiner Nachkommen, also alle natürlichen Antriebe bedenkenlos hintanstellt und nur noch für das Große und Ganze, für eine gerechte Ordnung von Staat und Gesellschaft auf Erden zu kämpfen und zu sterben bereit ist? Wie bewirkt man die anthropologische Transsubstantiation, die einen friedlichen Hausvater in einen Mucius Scaevola bzw., auf unsere Zeit gemünzt, einen den Börsenkursen ergebenden *Yuppie* in einen engagierten, altruistisch agierenden Staatsbürger verwandelt? Seit den Tagen der griechischen Polis, die den alle Loyalität exklusiv auf seine Stadt, allen Haß der Welt aber auf ihre Rivalen richtenden *homo politicus* erfand, steht die Kunst dieser politischen Substanzverwandlung immer dann hoch im Kurs, wenn die existierenden politischen Strukturen als chronisch ungenügend erwiesen sind bzw. weitt ragende staatliche Erneuerungen oder Selbstbehauptungsanstrengungen unverzichtbar werden. Die regelmäßige Neueinkleidung des heranzuzüchtenden Idealtyps darf dabei über die Kontinuität der Problemstellung nicht hinwegtäuschen: Wie verwandelt man die natürliche Renitenz des Menschen gegen Fremdbestimmung und Freiheitsverlust nicht nur in demütig-passive Hinnahme von Herrschaft, sondern in aktive, ja begeisterte Mitarbeit an der Stärkung einer anonymen Macht, die letztlich der Selbstentmündigung dient?

Am Beginn der Neuzeit, als die Untauglichkeit der vorhandenen staatlichen Ordnungen zum Himmel schrie, wird diese anthropologische Alchimie zur Kunst des Staatsmanns schlechthin. Und von Anfang an blitzt in dieser Rezeptur des 16. Jahrhunderts, die das Blech des *homo homini lupus* in das Gold des tapferen *civis-miles*, des opferbereiten Bürgers, verwandeln will,

eine Ingredienz auf, die aus den jetzt den Büchermarkt überschwemmenden Traktaten zur Staatsräson¹ nicht mehr verschwinden wird: die Religion.

Daß man den Menschen allein mit Hilfe übernatürlicher Anreize aus seiner dumpf-natürlichen Sphäre herausreißen und zum Himmelsstürmer im Sinne des Allgemeinwohles erziehen kann, darin liegt in einem zutiefst religiös geprägten, zwischen Natur und Übernatur keine scharfen Grenzen einziehenden Zeitalter eine tiefe Logik. Auf der anderen Seite sind Allmacht des Staates als Bürgererziehungsinstanz, als Zwangsanstalt zur Ausformung erwünschter Identitäten und daraus resultierender staatskonformer Verhaltensweisen, allen Foucaultschen Phantasmagorien zuwider, vor der Französischen Revolution und meist auch noch lange danach fast ausschließlich politische Gedankenspielerlei, windige Konstrukte einsamer Luftschloßbauer.

Daß der entprivatisierte, freudig für die Größe des Staates lebende, leidende und sterbende *homo politicus* in der Frühen Neuzeit nur auf dem Papier lebendig wird, dafür sind viele Ursachen ausschlaggebend: das Fehlen bzw. die Schwäche massenerfassender politischer Ideologien, die im Verhältnis zum 20. Jahrhundert geradezu rührende Beschränktheit staatlicher Kontroll- bzw. Zwangsmittel,² speziell der in ihrer Breitenwirkung absurd überzeichneten Inquisitionen,³ und die daraus resultierende eklatante Unfähigkeit, zeitgenössische Omnikompetenzansprüche in regulative Omnipräsenz umzusetzen, doch besteht das eigentliche Hindernis für Staatsausbreitung in der Neuzeit in mentalen Barrieren. Die seit Machiavelli⁴ viel beschworene Umprägung der Loyalitäten zugunsten des Staates gelingt, wenn überhaupt, nur allmählich und in eng begrenzten Schichten. Der idealtypische Mensch der Frühen Neuzeit lebt und webt in viel engeren Rahmen – innerhalb der Familie, der Klientel, der Korporation, des Standes bzw. räumlich ausgedrückt innerhalb der Kirchturmsilhouette, wenn es hoch kommt der Provinzgrenze. Staat und Nation dämmern selbst für Eliten erst umrißhaft am

¹ Vgl. zum Überblick: Herfried Münkler: Im Namen des Staates. Die Begründung der Staatsraison in der Frühen Neuzeit. Frankfurt am Main 1987; Heinrich Lutz: Ragione di Stato und christliche Staatsethik im 16. Jahrhundert. Münster 1961.

² Vgl. zum Überblick Wolfgang Reinhard: Die Geschichte der Staatsgewalt. München 2001.

³ Zur Übersicht: Edward Peters: Inquisition. Berkeley 1993.

⁴ Zu diesem Aspekt vgl. Mark Hulliung: Citizen Machiavelli. Princeton 1983; Volker Reinhardt: Machiavellis helvetische Projektion. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte. 45. 1995. S. 301-329.

Wertehorizont auf.⁵ Diese dem Staatswachstum abträgliche kleinräumige Ausrichtung von Fidelitäten, von innerer Ergebenheit und verhaltenssteuernder Verpflichtung ist den Staatstheoretikern der frühesten Neuzeit nicht verborgen geblieben. Um diese Schranken zu durchbrechen, mußte der Staat, so die bahnbrechende Entdeckung Machiavellis, die Herrschaft über das Gewissen des Menschen erobern; besetzte er diese zentrale strategische Position, so hatte er gewonnenes Spiel, dann wurde der älteste Traum aller Philosophen-Gesetzgeber, Herrschaft ohne Zwang, internalisierter, sich selbst steuernder grenzenloser Gehorsam, Wirklichkeit. Einnehmen ließ sich die Bastion des menschlichen Bewußtseins, so weiter Machiavelli und seine verschämt nachschreibenden Fortdenker, nur durch eine politische Religion;⁶ sie allein vermochte dem Staat die heiß begehrte Gewissenshoheit über seine Bürger zu verschaffen – nicht die christliche, so Machiavelli, im Gegenteil, gerade die christliche, so Botero, denn sie allein vermochte das Innere des Menschen, den inneren Menschen zu fesseln, gefangenzunehmen.⁷

Beide hatten letztlich Recht und Unrecht zugleich. Daß allein die Gewißheit unschätzbare, unbezahlbare Belohnung im Jenseits, also die Erwartung eines *incomparable profit* garantierenden Gütertauschs höchsten Einsatz im Hier und Jetzt zu provozieren vermag, entspricht, nochmals sei es gesagt, fraglos frühneuzeitlichen Weltansichten; doch bedurfte es, um derartige potentiell Selbstzerstörung in Kauf nehmende Energien freizusetzen, in der Regel stärkerer Antriebe und Anreize, als sie die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in rigide Orthodoxiesysteme eingefrorenen rivalisierenden Konfessionen zu bieten vermochten. Endzeit⁸ als extremes Energiepotential rückt hier erstmals ins Blickfeld.

⁵ Zum – äußerst unbefriedigend erforschten bzw. definierten – frühneuzeitlichen Nationalismus vgl. Herfried Münkler, Hans Grünberger, Kathrin Mayer: Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Deutschland und Italien. Berlin 1998.

⁶ Vgl. Federico Chabod: Machiavelli and the Renaissance. London 1958; Gisela Bock, Quentin Skinner, Maurizio Viroli (Hg.): Machiavelli and Republicanism. Cambridge 1990.

⁷ Vgl. H. Lutz (Anm. 1).

⁸ Neuere Monographien bzw. Sammelbände zur im Zeichen des „Millenniumswechsels“ aktuellen Thematik, jeweils zu verschiedenen Zeiträumen: Claude Carozzi: Weltuntergang und Seelenheil. Apokalyptische Visionen im Mittelalter. Frankfurt am Main 1996; Matthias Asche, Anton Schindling (Hg.): Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Münster 2001; Arthur Herman: Propheten des Niedergangs. Der Endzeitmythos im westlichen Denken. Berlin 1998; Urban Fink,

Die ursächliche Verknüpfung zwischen religiöser und staatlicher Modernisierung steht – um kühn nochmals vier Jahrhunderte zu überspringen – auch im Zentrum eines historischen Erklärungsmodells, das sich in der Frühneuezeitforschung der letzten anderthalb Jahrzehnte günstigster Konjunktur erfreute und erst jetzt, wenn nicht alle Anzeichen trügen, leise zu welken beginnt: Konfessionalisierung als Sozialdisziplinierung und Kernetappe von Staatsausbau lautet diese Epochenerklärungsformel.⁹ Damit ist die folgende Basiskausalkette geschmiedet: Die Orthodoxiesysteme des Konfessionellen Zeitalters verpflichten das Individuum zur rückstandsfreien Internalisierung von Rechtgläubigkeitsregeln. Diese bedingungslose Akzeptanz einer Konfession als alleinseligmachendes, alle Lebensbereiche regierendes Prinzip aber ebnet alle Schützengräben und Schutzwälle, alle Schlupfwinkel und Heckenschützenverstecke innerer Renitenz und Resistenz ein – und verschafft dem Staat damit unschätzbare Geländegewinne. Schließlich ist der Landesherr zugleich auch Kirchenherr, am uneingeschränktesten in den protestantischen Territorien, doch profitieren katholische Fürsten von der jetzt errungenen Gewissenshoheit nicht minder. Loyalität gegenüber der Konfession und dem Fürsten sind ja in der religiösen wie politischen Lehre der Zeit zwei Seiten einer Medaille, nach dem Grundsatz: ein Gott, eine Religion, ein Herrscher; religiöse Abweichler werden so automatisch zu Staatsverbrechern, Majestätsvergehen zu Blasphemie. Mit anderen Worten: der Konfessionalisierungsprozeß hat in dieser Sicht seines Verlaufs einen unverhofften, unerwarteten Gewinner: den Staat, dem jetzt gefügige Diener zur Verfügung stehen. Ihnen sind Widerstandsregungen gründlich ausgetrieben und dafür Disziplin, Arbeitsethik und Affektkontrolle auf Dauer eingimpft.

Auf Kritik stieß dieses Erklärungsmodell aus ganz unterschiedlichen Lagern; vorhersehbar provozierend wirkte die These, daß Ausbildung und Konkurrenz religiöser Orthodoxiesysteme entscheidende Formierungsstadien der Moderne, ihres Staatsbegriffs und ihrer Mentalitäten gewesen seien, auf die Wagenburg der Geschichts-Teleologen, die durch ihr unerbittliches

Alfred Schindler (Hg.): Zeitstruktur und Apokalyptik. Interdisziplinäre Betrachtungen zur Jahrtausendwende. Zürich 1999.

⁹ Vgl. zum Überblick: Heinz Schilling: Die Konfessionalisierung im Reich. In: Historische Zeitschrift. 246. 1988. S. 1-45; Wolfgang Reinhard: Abschied von der „Gegenreformation“ und neue Perspektiven der Forschung. In: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit. 1. 1997. S. 440-451; ders.: Sozialdisziplinierung – Konfessionalisierung – Modernisierung. In: Nada Boskovska Leimgruber (Hg.): Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Forschungstendenzen und Forschungserträge. Paderborn 1997. S. 39-55.

Festhalten an der Wesensidentität von Modernisierung und Säkularisierung in der Ausbildung von Konfessionen nur eine Peripetie, letztlich einen beklagenswerten Rückfall hinter in der Renaissance errungene Verweltlichungsstandards erkennen können.¹⁰ Ernster zu nehmen als dergleichen ideologische Rückzugsgefechte säkularisierter Dogmatiker sind weitreichende Differenzierungen, die nicht das Modell Sozialdisziplinierung durch Konfessionalisierung als ganzes, wohl aber seine uneingeschränkte Applizierbarkeit en bloc in Frage stellen und aus dem Konfessionalisierungsprozeß durchaus ambivalente Wirkungen ableiten: neben der fraglos nachweisbaren Mehrung von Herrscherprestige und Staatskompetenz mindestens ebenso die Stärkung geistlicher Berufsgenossenschaften, deren korporativ und spirituell gefestigtes Weltdeutungsmonopol auch eine sehr unabhängige Haltung gegenüber der politischen Macht impliziert¹¹ und in katholischen Territorien zur Ausbildung eines Herrschaft auf Jahrhunderte einschränkenden Dualismus führt. Ebenso unterschätzt die skizzierte Kausalkette die Beharrungskraft traditionaler Loyalitäten im Zeitalter der konkurrierenden Konfessionen, so wie sie deren Fähigkeit und Willen zur faktischen Durchsetzung intellektueller Hegemonie wie auch den Wirkungsradius konfessioneller Ideen durch die sozialen Schichten hindurch weit überschätzt.

Seinem Anspruch nach stellt dieses, in seinen fernsten Ursprüngen auf Gedanken Gerhard Oestreichs¹² zurückgehende, von Horst Schilling und Wolfgang Reinhard elaborierte und in thesengerechte Form gebrachte Modell die Zentralaussagen von Max Webers Religionssoziologie vom Kopf auf die Füße, der bekanntlich in der Verinnerlichung von Heilslehren die stärksten Anstöße zur Ausbildung zweckrational ausgerichteter innerweltlicher Verhaltensweisen erkannt hatte und offenließ, wie sich in einer aller metaphysischen Mysterien entkleideten Welt Ersatz für den Modernisierungsfaktor Religion finden lassen würde.¹³ In seinem 1904/05 erschienenen, schnell verdächtig populär gewordenen Aufsatz über die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus schließlich fokussiert Weber die Fragestellung auf eine zentrale Nahtstelle des jüngeren Zivilisationsprozes-

¹⁰ Überblick bei Hans-Ulrich Wehler: *Modernisierungstheorie und Geschichte*. Göttingen 1975.

¹¹ Vgl. Thomas Lau: *Bürgerunruhen und Bürgerprozesse in den Reichsstädten Mühlhausen und Schwäbisch Hall in der Frühen Neuzeit*. Bern 1999.

¹² Gerhard Oestreich: *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates*. Berlin 1969.

¹³ Vgl. Hartmann Tyrell: *Potenz und Depotenzierung der Religion – Religion und Rationalisierung bei Max Weber*. In: *Saeculum*. 44. 1993. S. 300-347.

ses, wie nämlich eine, anthropologisch betrachtet, so durch und durch unnatürliche Lebenspraxis wie die des unaufhörlich Gewinn kumulierenden und reinvestierenden, unermüdlich nach Profitmaximierung strebenden, die Früchte seiner Mühen aber niemals genießenden, innerweltlich-asketischen antihedonistischen Unternehmers zur bindenden Norm werden konnte.¹⁴ Die zu einer solchen Selbstüberwindung und Selbsterziehung notwendigen starken Impulse sieht Weber durch die Verinnerlichung einer in sich geschlossenen calvinistischen Heilslehre geliefert, die das kapitalistische „uti, non frui“ als allein gottgefällige Existenzform ausgibt und zudem einen den *homo oeconomicus* lockenden Überprüfungsmechanismus in sich birgt – die Ablesbarkeit des Heilsstandes in Kontobüchern, also Erwähltheitsgewißheit durch Gewinnmaximierung. Bei aller in diesem Jahrhundert durchschlagend geleisteten Kritik an der These vom *Syllogismus practicus* als zentralem Glaubensinhalt frühneuzeitlicher Calvinisten, deren religiöse Befindlichkeit viel weniger durch rastlose Introspektion als vielmehr durch selbstverständliche Heilserwartung und Prädestinationssicherheit, also weniger kapitalistisch-aktionistisch als vielmehr quietistisch geprägt ist,¹⁵ weist das Webersche Modell doch einen entscheidenden Erklärungsvorzug auf, nämlich die Denkfigur der nicht durch instrumentalen Druck von oben, also nicht primär vertikal, sondern horizontal vermittelten, nämlich durch schichtenspezifische Internalisierung vonstatten gehenden Ausformung Gruppenidentität bildender Weltsichten und Verhaltensformen.

Bei all diesen in an sich aussagekräftiger Weise wesentliche Innovationsprozesse der Neuzeit an religiöse Vorstellungswelten koppelnden Modellen ist die Denkfigur Endzeit weitestgehend absent; auf exotische Nischenplätze wie das Täuferreich von Münster¹⁶ beschränkt, wird sie in der Reformationsforschung eher als retardierender Faktor betrachtet – in dem Sinne, daß die von der Reformation bewirkten Umgestaltungen in Kirche und Staat letztlich eher trotz als wegen der allgemein vorherrschenden Erwartung in Gang geraten, einer der letzten Generationen auf Erden anzugehören. Gerade am Beginn des 16. Jahrhunderts aber ist die Erwartung des Zeitenendes,

¹⁴ Zum Überblick: Hartmut Lehmann: Max Webers „Protestantische Ethik“. Berlin 1996.

¹⁵ Hartmut Lehmann, G. Roth (Hg.): Weber's Protestant Ethic. Origins, Evidence, Contexts. London 1993.

¹⁶ Vgl. Ronny Po-chia Hsia: Society and Religion in Münster, 1535-1618. Ithaca, London 1984; Ralf Klötzer: Die Täuferherrschaft von Münster. Stadtreformation und Welterneuerung. Münster 1992.

vor allem in ihrer radikalsten, millenaristischen Ausprägung ein geschichtsakzelerierendes Motiv ersten Ranges, das allerdings in ein Wechselspiel antagonistischer Kräfte eingebunden ist.

Um diese komplexen, sich einsträngigen Beschreibungsmustern weitgehend entziehenden Wirkungsmechanismen, also um die facettenreiche und scheinbar widersprüchliche Zusammengehörigkeit von Endzeiterwartung und Modernisierung soll es im Folgenden gehen. Diese Anstöße sind selbstverständlich wie sämtliche von religiösen Neuerungen bewirkten Innovationen indirekt, nicht intendiert, sondern unerwartetes Nebenprodukt von Bestrebungen, die auf die Wiederherstellung eines älteren, hoch idealisierten, in seiner unbestrittenen Vorbildhaftigkeit nach zwischenzeitlicher Verunklärung wiederherzustellenden Ur- und Ausgangszustandes abzielen. Genau das und nicht hoffnungsfrohen Aufbruch in eine schöne neue Welt bedeutet ja Reform, der Wortfetisch unserer Tage. Die eigentümliche Dialektik europäischer Geschichte scheint nun darin zu bestehen, daß diese Wiederherstellungsbestrebungen quasi gesetzmäßig eine nicht nur nicht intendierte, sondern geradezu perhorreszierte Dynamik des Wandels freisetzen, daß also das Ringen um die Rückgewinnung der Vergangenheit das eigentlich ausschlaggebende Veränderungspotential der Frühmoderne aktiviert, wobei Legitimität von Herrschaft und Ideen um so strikter an Anciennitätsnachweise gebunden bleibt. Gerade in der als Durchbruch zu Säkularisierung, Individualisierung und Rationalisierung grotesk verzeichneten sogenannten Renaissance in Italien¹⁷ bleibt das öffentliche Bewußtsein zutiefst konservativ geprägt, sind die *res novae*, die tatsächlich vonstatten gehenden Neuerungen nur in traditionaler Einkleidung, somit als Anknüpfung an bewährte, geheiligte Grundmuster akzeptabel.¹⁸ Fortschritt als alternatives, wenngleich nicht minder teleologisches Geschichtsgliederungsprinzip und zugleich als kategorischen Imperativ, als Postulat konstruiert erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, deren säkularisierter Millenarismus sich zur Vision einer durch Ratio und Empirie von der menschengemachten Erbsünde Ignoranz und Fanatismus befreien, Individuum und Gesellschaft eudämonistisch versöhnenden perfekten Humanität steigert.¹⁹ Geschichte als Rückwendung zu den moralisch regenerierenden

¹⁷ Vgl. Volker Reinhardt: Die Renaissance in Italien. Geschichte und Kultur. München 2002. S. 1-7.

¹⁸ Vgl. Felix Gilbert: Machiavelli and Guicciardini. Politics and History in Sixteenth-Century Florence. Princeton 1965.

¹⁹ Vgl. Rudolf Vierhaus (Hg.): Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung. Göttingen 1985.

lauteren Quellen der Vergangenheit oder als gesetzmäßig bestimmter Aufstieg zum Licht der reinen Vernunft – zwischen diesen beiden in ihrer Zeit jeweils hegemonialen Geschichtsanschauungen gibt es noch einen sehr schmalen dritten Weg. Auch die erregendste aller Horizonterweiterungen der Neuzeit, nicht die Erschließung neuer Kontinente, sondern die Entdeckung der Offenheit der Geschichte, vollzieht sich, wie wir sehen werden, als Reaktion auf Endzeiterwartung, genauer: auf das Ausbleiben des Millenniums.

Endzeiterwartung als Handlungsanreiz widerspricht unserer Gegenwartserfahrung, in der das Zeitenende überwiegend passive, furchtsame bis selbstzerstörerische Verhaltensformen hervorzurufen scheint. Endzeiterwartung ist Ende der 1990er Jahre am ehesten Synonym für fatalistische Phobien und kollektive Zeitklastrophobie, die zugleich nach Auswegen aus dieser Gefangenschaft sucht und diese Notausgänge in galaktischen Befreiungsphantasien zu finden meint. So beging im April 1997 in den USA eine Endzeiterwartungsgemeinschaft Gruppensuizid, um von der Beschwerde des Körpers, dessen lustspendende Organe schon vorher autooperativ entfernt worden waren, in einem aus Weltraumweiten hereinschwebenden Raumschiff dem Weltenende zu entfliehen und fortan in ewiger Kontemplation des Kosmos meditierend fortzuexistieren – anachoretische Leibfeindlichkeit, christliche Zeiterlösungshoffnung und millenaristische Erregung in einer internetkompatiblen und zugleich passiven Variante, die das aktive Handeln den Außerirdischen überläßt und somit jeglichen Weltumgestaltungsimpulses verlustig gegangen ist, ja die morsche Welt sich selbst überläßt.

Ein halbes Jahrtausend zuvor aber kann die felsenfeste Gewißheit, daß die letzten Körner der regulären Zeit durch den engen Hals der Weltsanduhr rinnen, machtvolle, ja explosive Energien freisetzen – dann nämlich, wenn die eigene Gegenwart mit der in der Offenbarung des Johannes geweissagten Epoche gleichgesetzt wird, in welcher der Antichrist die Welt in Verwirrung und Anfechtung stürzen wird, um dann selbst niedergeworfen zu werden und die Welt reif für den Anbruch des Millenniums zu machen. Diese Verheißung eines tausendjährigen Reiches Christi mit seinen Getreuen auf Erden, seliges Intervall zwischen der Vernichtung des falschen Christus und dem Endgericht, birgt den explosivsten sozioreligiösen Sprengstoff der okzidentalen Geschichte vor dem mit ihr durchaus wesensverwandten Kommunistischen Manifest. In diesem Versprechen eines wiederhergestellten Paradieses auf Erden, mit dem die Vertreibung aus dem

Garten Eden repariert und der Sündenfall hinfällig wird, schließt sich somit nicht mehr und nicht weniger als der Kreis der Geschichte, Anfang und Ende, Alpha und Omega fallen zusammen – eine zyklische und unter bestimmten Voraussetzungen zugleich ungeheuer dynamische Abbildung der Historie.²⁰

Zu einem Brisanzpotential ohnegleichen wird diese Denkfigur von der Parusie als Radikalrestitution, von der Wiederkehr Christi als Lösung aller Widersprüche naturgemäß nur dann, wenn man sie als noch ausstehend, in der näheren Zukunft harrend, ja in gewisser Weise als abrufbar betrachtet. In dieser Hinsicht haben sich viele der beherrschenden Theologen des Abendlandes als Entschärfer hervorgetan. Für Augustinus etwa war das Millennium, in einer bezeichnenderweise übertragenen Auslegung der Apokalypse, Chiffre für die Frühzeit des Christentums mit ihren Verfolgungen, Entbehrungen und heroisch ertragenen Martyrien, also bereits Vergangenheit – eine Auslegung, die bezeichnenderweise von Luther übernommen wird, der die seligen tausend Jahre somit ebenfalls rückdatiert und damit allem millenaristischen Optimismus und Aktionismus von vornherein die biblische Basis zu entziehen versucht.²¹ Wenn aber auf diese Weise die Erwartung des Millenniums in den Köpfen getilgt ist, dann wird die Projektion von Endzeit überwiegend zur Gewissensprüfung, zur Vorbereitung auf den *dies irae*, zum Bemühen, am Tag des Urteils dem thronenden Richter demütig, zerknirscht, vorbereitet gegenüberzutreten. Idealtypisch zugespitzt: Wenn man das definitive Verrinnen der Zeit nicht als Einleitung der letzten und besten Gesellschaft auf Erden, sondern als letzte Gelegenheit zu Reue und Buße ansieht, dann werden sich alle Energien auf die Reinigung des Gewissens, des Glaubens und der Kirche, aber nicht auf eine Radikaltransformation der irdischen Lebensverhältnisse richten.

Daran knüpft sich eine sehr schematische sozioreligiöse Kräftekategorisierung an: Das Millennium ausblendende oder zumindest redimensionierende reformatorische Bewegungen stufen zugleich die Notwendigkeit bzw. Wünschbarkeit innerweltlicher Radikalumbrüche herab, trennen kirchlich-religiöse Erneuerung von einer Totalumgestaltung der bestehenden politischen und sozialen Verhältnisse – und werden damit zu einer für etablierte Mächte und Eliten potentiell akzeptablen, da Machtchancen mehrenden

²⁰ Vgl. C. Carozzi (Anm. 8) S. 119ff.

²¹ Ernst Walter Gritsch: Luther und die Schwärmer. In: Luther. 47. 1976. S. 105-121; Brian E. Daley: The Hope of the Early Church. A Handbook of Patristic Eschatology. Cambridge 1991.

Kraft; ausgeprägt millenaristische Bewegungen hingegen werden mit ihrer Infragestellung des Bestehenden zugunsten des Kommenden in dem Maße Gegenreaktionen auslösen, in dem sie das Arrangement mit den Institutionen und Herrschenden verfehlen oder ausschlagen. Gerade durch ihr Scheitern aber bereiten radikal millenaristische Strömungen faktischer Modernisierung den Weg – auch das ein *quod erit demonstrandum*.

Noch aber sind nicht alle missing links zwischen Millenarismus und sozialpolitischem Radikalaktivismus beigebracht. Zur Erwartung des Millenniums im Schoße der nächsten Zukunft muß sich, wie bereits erwähnt, die Gewißheit gesellen, daß die Gegenwart die vom Evangelisten Johannes visionär vorausgesehene Zeit der Zeichen ist. Hier aber herrscht innerhalb der ansonsten stark divergierenden Strömungen der eschatologischen Bewegungen um 1500 bzw. der Reformation ein Konsens vor, der sich bis auf die Identifizierungsmerkmale im einzelnen erstreckt. Kronzeuge für den Anbruch der Endzeit, ob mit oder ohne Millennium, ist der Papst, dessen Identität mit dem Antichristen Luther von 1518 bis zu seinem Tode mit Belegen zu untermauern nicht müde wurde.²² Durch diese ebenso furchterregende wie eingängige Aufdeckung des wahren Wesens der Zeit aber hat die moderate Hauptströmung der Reformation, fraglos unbeabsichtigt, endzeitliche Erregung freigesetzt, die sich schon bald nicht mehr eindämmen läßt. Dabei beruft sich Luther in seinen Schriften zum Bauernkrieg, die im Aufruf an die Fürsten gipfeln, das räuberische Gesindel der Aufständischen als Gehilfen des Teufels totzuschlagen, auf eine vom Teufel eingeflüsterte Fehldeutung seiner Schriften – subjektiv fraglos zu recht, objektiv hingegen zu unrecht, da die hunderttausendfach in illustrierten Flugblättern unter Volk gebrachte Gleichsetzung von Papst und Gegenchrist, Gegenwart und apokalyptischer Zeit ebenso ungewollte wie ungeheuere Erwartungen und Handlungsimpulse provozieren mußte.²³

Warum sich ab dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in so weiten Teilen Europas und durch so unterschiedliche Bildungsschichten hindurch die Überzeugung vom nahenden Zeitenende Bahn bricht, dazu ist viel geschrieben und fast immer mit bestimmten Modellen operiert worden. Deren Leitmotiv ist Zukunftsangst, tiefes Unbehagen an der eigenen Zeit, konkreter: Furcht vor sich offenbar unkontrolliert vollziehendem Wandel.²⁴ Auslö-

²² Überblick bei: Remigius Bäumer: Martin Luther und der Papst. Münster 1987.

²³ Vgl. Robert W. Scribner: For the Sake of Simple Folk. Popular Propaganda for the German Reformation. Cambridge 1981.

²⁴ Vgl. Günther List: Chiliastische Utopie und radikale Reformation. Die Erneuerung der Idee vom Tausendjährigen Reich im 16. Jahrhundert. München 1973.

sende Krisenfaktoren sind schnell bei der Hand – der Niedergang der vorreformatorischen Kirche und die dadurch ausgelöste Verunsicherung volkstümlicher Religiosität, das Vordringen der Türken im Osten, wechselweise die Krise des spätmittelalterlichen Staates mit seinem Verlust an Ordnung und Hierarchien bzw. die erste Ausbauphase des frühmodernen Staates mit seiner Zurückdrängung traditioneller korporativ-gemeindlicher Freiräume und seinem Drehen an der Steuerschraube, Hungerkrisen, Epidemien und so weiter. Das alles ist in mehr oder weniger geringem Maße beweiskräftig. Europäische Geschichte vor der Französischen Revolution vollzieht sich überwiegend als Perhorreszierung von Wandel, die großen Seuchen setzen schon ab 1348 ein,²⁵ die allgemeine wirtschaftliche Konjunktur und speziell die Versorgungskrisenfrequenz entwickeln sich erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zum krassen Nachteil der ländlichen wie städtischen Unterschichten.²⁶ Kirchen- und speziell Kurienkritik schließlich wird von Intellektuellen, nicht vom sogenannten gemeinen Mann, einer der großen Phantomfiguren der Zeit, artikuliert, die einfachen Leute hingegen dürften mit der rechenhaft-merkantilen Kirche aufgrund ausgeprägter analoger Mentalitäten durchaus friedlich koexistiert haben, was vehementen Antiklerikalismus zum keinem Zeitpunkt ausschloß.²⁷ Summa summarum: Krisenerscheinungen sind schlicht eine historische Konstante. Will man die Frequenz und Vehemenz von Endzeiterwartung, speziell in ihrer millenaristischen Variante, tiefenschärfer deuten – erklären kann man sie wie alle vorherrschenden Tendenzen jedweden Zeitgeistes nie restlos –, so müssen stringendere Kategorien, vor allem sozialhistorischer Art, eingebracht werden. Mit anderen Worten: Das häufig geübte mentalitäts- und kulturhistorische Verfahren, erst eine bestimmte Zeitatmosphäre zu konstatieren, diese dann in die Köpfe zu transponieren und daraus schließlich ein bestimmtes Handeln auslösendes Zeitklima zu konstruieren, ist eine dubiose, da zirkelhafte Prozedur.

Drittens schließlich muß, damit Endzeiterwartung den revolutionären Funken zündet, eine theologische Ausgangsplattform gezimmert sein. Die dabei verwendeten Planken können aus sehr unterschiedlichem theologischem

²⁵ Überblick bei Manfred Vasold: Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute. München 1991.

²⁶ Übersicht bei Wilhelm Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Hamburg, Berlin 1974; ders.: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. Hamburg, Berlin 1978.

²⁷ Vgl. Hans-Jürgen Görtz: Pfaffenhaß und groß Geschrei. Die reformatorischen Bewegungen in Deutschland 1517-1529. München 1987.

Holz geschnitzt sein, müssen jedoch bestimmte Grundelemente aufweisen.²⁸ Liefern kann sie ein durch und durch orthodoxer Thomist wie der Dominikaner Girolamo Savonarola²⁹ oder ein Erzheterodoxer wie Thomas Müntzer³⁰ mit seiner ganz und gar eigenen Theologie der inneren Selbstabtötung im Zeichen des qualvollen Zweifels und der danach als Frucht der Kasteiung geschenkten göttlichen Gnade der Glaubenseinpflanzung und der Visionen. Was beide, Savonarola und Müntzer, gemein haben, macht die für revolutionären Millenarismus notwendige doktrinäre Mindestschnittmenge aus: die Gestalt des von Gott unmittelbar erwählten Propheten, die Gleichsetzung von Bürger- und Glaubensgemeinde, den Willen, diese als unverbrüchliche Einheit zu präsentieren und vor allem die unerschütterliche Gewißheit, daß zur Wiederkehr Christi zwecks Einleitung der seligen tausend Jahre die aktive Mitarbeit des Menschen erforderlich ist. Er, der Mensch, hat als Wegbereiter des Herren zu wirken und dadurch aktiv den Anbruch der Endzeit herbeizuführen; versagt der Mensch, bleibt das Millennium aus. Diese einfache Denkfigur nun muß, in den Köpfen verankert, zum revolutionären Paroxysmus gesteigert werden, wenn sie sich mit dem Glauben verbindet, daß die Zeit gekommen, daß die Zeit reif, vielleicht schon überreif ist. Die Beschwörung, daß dieser Augenblick da ist, wird also immer eine zentrale Botschaft millenaristischer Verkündigung bilden.

Wie aber sollte man dem Erlöser den roten Teppich ausrollen? Auch hier eingängige Anweisungen: durch das rote Blut der Ungläubigen. Radikale millenaristische Erwartung ist dichotomisierend, scheidet die Welt in Gute und Böse, wobei die Entscheidung dem einzelnen überlassen bleibt; millenaristische Theologie ist fast immer voluntaristisch, auf *liberum arbitrium*, auf den freien Menschenwillen hin ausgerichtet und auch in dieser Hinsicht der etablierten Reformation konträr.³¹ Diese Dichotomisierung, diese Scheidung der Welt in Schwarz und Weiß, ist durch ihre extremen Simplifizierungen in einer Zeit zunehmender sozialer und kultureller Differenzierung zugleich rückwärtsgewandt und eskapistisch – sie bietet Auswe-

²⁸ Vgl. dazu Volker Reinhardt: Florenz 1527/30 – Münster 1534/35. Überlegungen zur Genese radikaler Reformation und zur Vergleichbarkeit des scheinbar Inkomparablen. In: Gangolf Hübinger, Jürgen Osterhammel, Erich Pelzer (Hg.): Universalgeschichte und Nationalgeschichte. Festschrift für Ernst Schulz. Freiburg 1994. S. 117-136.

²⁹ Überblick über die neuere Savonarola-Forschung bei Barbara Maria Affolter: Girolamo Savonarola. In: *Archivio storico italiano*. 154. 1996. S. 163-172.

³⁰ Vgl. dazu Walter Elliger: Thomas Müntzer. Leben und Werk. Göttingen 1976; Eike Wolgast: Thomas Müntzer, ein Zerstörer der Ungläubigen. Göttingen, Zürich 1981.

³¹ Vgl. Klaus Deppermann: Melchior Hoffmann. Soziale Unruhen und apokalyptische Visionen im Zeitalter der Reformation. Göttingen 1979.

ge aus einer unüberschaubar und überkomplex, aus einer unbehaglich gewordenen Gegenwart, sie zeigt den Weg in die Zukunft als Rückweg in eine bessere Vergangenheit. Damit geraten die Adressaten millenaristischer Heilsbotschaften ins Visier. Häufig, ja wohl nahezu gesetzmäßig dürfen wir die Trägerschicht der endzeitlich-revolutionären Erlösungsbotschaft in blockierten Sekundäreliten bzw. in Schichten lokalisieren, die zu den Verlierern der jetzt verstärkt einsetzenden Oligarchisierungsprozesse gehören – im besitzenden, oft wohlhabenden, aber von den Schalthebeln der Macht ausgeschlossenen Zunftbürgertum.³² Hier war revolutionäres Ferment reichlich vorhanden – Erinnerung an einflußreichere Zeiten, also politische Nostalgie, ein Grundstock eigener Werte, ja Ideologien, die das *bonum comune* vor Eigennutz stellten, und schließlich ein Minimum an Organisationsstruktur. In diesem Milieu mußte das durch soziokulturelle Polarisierung und eben Oligarchisierung geschürte Unbehagen an der Gegenwart die Bereitschaft fördern, den Verheißungen einer millenaristischen Predigt Glauben zu schenken, die diese aufziehende neue Welt so eindrucksvoll in den Farben einer besseren jüngeren Vergangenheit malte. Diese rückwärtsgerichtete millenaristisch-revolutionäre Energie aber setzt, um den antagonistischen Mechanismus zu komplettieren, in den oberen Lagen der Gesellschaft Gegenkräfte frei, die in der Unterdrückung, durch die Unterdrückung und zwecks Unterdrückung dieser endzeitlichen Umgestaltung de facto Modernisierung bewirken – nämlich die Ausbildung eines stärkeren, Kompetenzen bündelnden Staates.

Dieses Grundmuster schlägt sich sehr unmittelbar in der wildbewegten Geschichte von Florenz zwischen 1494 und 1537 nieder, ja macht geradezu zweimal, jeweils an historischen Nahtstellen, deren Quintessenz aus.³³ Endzeitliche Erwartung, ja Erregung ist ein Kernelement italienischer Geschichte seit den 1470er und 1480er Jahren – Wunderberichte und Wanderprediger schüren dieses Klima, das man sehr stark pointiert als ein Unbeha-

³² Vgl. Anthony Black: *Guilds and Civil Society in European Political Thought from the Twelfth Century to the Present*. Ithaca, London 1984.

³³ Zu den nachfolgenden Ausführungen vgl. vor allem: Donald Weinstein: *Savonarola and Florence. Prophecy and Patriotism in the Renaissance*. Princeton 1970; ders.: *The Myth of Florence*. In: Nicolai Rubinstein (Hg.): *Florentine Studies*. London 1968. S. 15-44; H. C. Butters: *Governors and Government in Early Sixteenth-Century Florence 1502-1519*. Oxford 1985; John N. Stephens: *The Fall of the Florentine Republic 1512-1530*. Oxford 1983; Eric Cochrane: *Florence in the Forgotten Centuries 1527-1800. A History of Florence and the Florentines in the Age of the Grand Dukes*. Chicago 1973; Volker Reinhardt: *Florenz im Zeitalter der Renaissance*. München 2001; Lorenzo Polizzotto: *The Elect Nation. The Savonarolan Movement in Florence 1494 to 1545*. New York 1995.

gen der mittleren, von ihren Mentalitäten her konservativeren Schichten an den sozialen Ausdifferenzierungs- und Polarisierungsprozessen der Zeit und nicht zuletzt an der humanistisch oder neoplatonisch geprägten Elitenkultur ansprechen kann. Speziell millenaristisch, das heißt auf den Anbruch einer seligen Endzeit der letzten tausend Jahre gerichtet, ist diese mehr oder weniger diffuse Stimmung nicht, doch läßt sie sich, wie die Ereignisse der Folgezeit zeigen, entsprechend umformen, kanalisieren.

Hierbei spielt der aus Ferrara nach Florenz eingewanderte und dort als Prior des Medici-Hausklosters S. Marco zu beträchtlichem sozialem Prestige aufgestiegene Dominikaner Savonarola eine Schlüsselrolle. In seinen Anfängen durch apokalyptische, zur individuellen Ein- und Umkehr mahnende Buß- bzw. Erweckungspredigten aufgefallen, wandelt er nach der Verwurzelung im florentinischen Milieu seine Botschaft allmählich in lichtere Tönungen um – in Richtung einer peinvollen, aber heilsamen Katharsis, der Florenz unterworfen sein wird, um danach geistlich und politisch ganzheitlich als Gemeinde im doppelten Wortsinn geläutert, ja erst eigentlich erstanden bzw. wiederauferstanden, die göttliche Mission des endzeitlichen Bekehrungs- und Befriedungswerkes zu übernehmen und für die Erfüllung dieser Aufgabe dann reich, durch ausgedehnte Herrschaftsgebiete und erneuerten Wohlstand, belohnt zu werden. Diese geschickt an die viel älteren florentinischen Stadtmythen anknüpfende Verkündigung – so wenig plausibel sie unter rein rationalistischer Perspektive angesichts der relativen Schwäche florentinischer Herrschaftsstrukturen vor allem auf dem Lande auch ausfallen muß – findet vor allem in den handwerklichen Mittelschichten noch in Zeiten mediceischer Vorherrschaft immer stärkeren Anklang. Nach der Vertreibung des Hauptzweigs der Familie im Zuge der gesamtitalienischen Krise des Herbstes 1494 – der Italienzug Karls VIII. von Frankreich bringt eine einschneidende, gleichwohl kurzfristige Umwälzung äußerer und oft, wie in Florenz, auch innerer Machtverhältnisse mit sich –, nehmen sich diese Botschaften plötzlich anders, aktueller aus als unter der scheinbar gesicherten Dominanz eines handverlesenen und zugleich von oben sortierten bzw. moderierten Klientelverbandes. In den nachfolgenden Beratungen über die politische Zukunft der Arnostadt um die Jahreswende 1494/95 wirken die Predigten Savonarolas, der sich jetzt auf unmittelbare Visionen Gottes beruft, mithin als Prophet versteht, als ein indirekter, gleichwohl gewichtiger Rat, als eine moralische Direktive zu einer am *bonum commune* ausgerichteten, in ihren Werten zutiefst traditionellen Ordnung – auf breiter Basis, auch das ein weiteres Kriterium der Rückwärtsgerandtheit im strikt historischen oder auch historistischen Verständnis. Und

zwar deshalb, weil damit in beispielloser Vollständigkeit langwierige Oligarchisierungsprozesse rückgängig gemacht werden sollen: Die neue politikfähige Schicht von Florenz umfaßt jetzt Ladenbesitzer und Handwerker ohne jede Vorsortierung nach Netzwerken und Protektion, theoretisch an die dreitausend Personen. Nicht inbegriffen sind die eigentlichen Unterschichten, die Ciompi, die Masse der zunft- und privilegienlosen Wollarbeiter.

Diese auffällig breite Ausweitung der Partizipationsvorrechte – und um sie, nicht um „Protodemokratisierung“ handelt es sich hier – bedeutet, weiterhin strikt an zeitgenössischen Skalen gemessen, einen Rückfall in quasi-anarchische, fast schon prä-politische Zustände, auch wenn immer nur ein kleinerer Teil dieser „Staatsbürger“ de facto am politischen Entscheidungsprozeß teilnimmt. Vorgenommen aber wird diese exzeptionelle Ausdehnung ausdrücklich – das darf nicht übersehen werden – im Zeichen der sich zum Ende neigenden Zeit, des sie erfüllenden Millenniums-Anbruchs und der daraus resultierenden Verpflichtung zu handeln; mit der Einlösung dieser Verheißung mußte die Reform stehen oder fallen. Der unmittelbare kausale Nexus ist dabei wie gehabt der zwischen Reinigung, Vorbereitung und Endzeitbeginn; speziell die mittleren Schichten und Metiers der Gesellschaft scheinen dem Propheten weitgehend uninfiziert vom megalomanischen Virus der Oberschicht, ihrer Eitelkeit und Veräußerlichung als Kriterien der Gegenwart, des Antichristen. Sie sind daher Garanten der ganzheitlichen, politischen wie kirchlichen Reform, der Zurückdrängung des Bösen, der Zwietracht und Cliquenkämpfe, im Zeichen zurückgewonnener Einheit kurz vor der Parusie. Zünftische Mittelschicht bzw. Sekundärelite und eschatologische Botschaft bilden also auch hier eine Rezeptions-, Werte- und Handlungseinheit.

Auf die Abnutzungs- und Ermüdungserscheinungen des Propheten wie des Regimes muß hier nicht im Detail verwiesen werden. Es genügt festzuhalten, daß Savonarolas Untergang nach einer Phase temporären Konsenses zwischen verunsicherten bzw. moralisch angesprochenen Teilen der Oberschicht und den mittleren Lagen der Gesellschaft erneute, diesmal eher untergründige Polarisierung hervorbringt. Die Widerlegung seines Prophe- tenanspruchs durch die Hinrichtung 1498 wird nämlich keineswegs ganzheitlich akzeptiert – Florenz teilt sich in Gläubige, Apostaten und immer schon skeptische Beobachter. In der Folgezeit wird das Bekenntnis zum Märtyrer-Propheten nachgerade zum Ausweis kirchlicher wie politischer Häresie, d.h. der Opposition gegen die nach 1512 wiedererrichtete Herr-

schaft der Medici und ihrer engsten Entourage. Speziell der Einfluß dieser von den alten Familien der Oligarchie mit Abneigung und Verachtung betrachteten Parvenüs entfremdet die Elite diesem merkwürdig hybriden Regime – offiziell republikanisch, de facto autoritär und zudem überwiegend von Rom, den Medici-Päpsten aus gesteuert.

Nach der erneuten Vertreibung der Medici und ihrer engsten Anhänger im Frühjahr 1527, Teil der Vorgeschichte des Sacco di Roma, restauriert und radikalisiert sich zugleich ein wiederum breit abgestütztes, dezidiert endzeitlich durchtränktes Regime, das vorausseilend schon einmal die Königsherrschaft Christi am Stadtpalast durch eine Inschrift verkündigen läßt. Noch viel brachialer als ab 1494 sollen jetzt de facto weit gediehene Modernisierungsprozesse rückgängig gemacht werden: bis hin zur Aufhebung der Autonomie des Staates von der Kirche, der Selbständigkeit der Politik von der Religion. Vor allem gilt es jetzt, soziale und kulturelle Verschiedenheit, Alterität auszumerzen – bis hin zur Auslöschung patrizischer Identität. Endziel ist jetzt noch viel stärker als zuvor die Herstellung eines einheitlichen, weitgehend uniformen *corpus christianum*, in Glauben und politischem Bekenntnis gleichermaßen geeint. Ab 1530 von außen belagert, entwickeln sich im Inneren der hoch fanatisierten Stadt Mentalitäten und Strukturen, die viele allgemeine Parallelen zu Münster unter der Täuferherrschaft wenige Jahre später aufweisen.³⁴ Versuche, an apostolisch-urkirchliche Wirtschaftsformen wieder anzuknüpfen, Repression gegen die alte Elite, charismatische Führergestalten, Unverwundbarkeitsglaube und eben die Überzeugung, daß die Hilfe des wiedererscheinenden Christus die Tyrannis der übermächtigen Gegner brechen wird.

In diesem Triennium von 1527 bis 1530 zerbricht definitiv die Basis jedweder Republik – Ober- und Mittelschicht sprechen nicht mehr dieselbe Sprache, denken Staat und Geschichte diametral anders. Und auf diese Weise erzeugt die Auslöschung der rückwärtsgewandten Utopie, die sich sowohl 1494 als 1527 vollzieht, Modernisierung, alle diese Begriffe anti-teleologisch und ganz und gar wertfrei verstanden. Die Zurückführung sich seit dem 13. Jahrhundert vollziehender Ausdifferenzierungen sozialer, mentaler und kultureller Art kann in einem Italien nicht gelingen, das in seinen überwiegenden Teilen längst von solchen tradierten republikanischen Ordnungen abgerückt ist. Und zugleich bewirkt dieser Versuch der Zurückschraubung die Einleitung einer neuen Etappe staatlicher Organisation, eben konkret faßbare Modernisierung. Erst jetzt nämlich, nach der

³⁴ Vgl. V. Reinhardt (Anm. 28).

Schreckenserfahrung des millenaristisch erregten republikanischen Zwangsstaates, ist die alte Oligarchie bereit, einer Umwandlung der politischen Strukturen in die Formen des Prinzipats zuzustimmen.³⁵ Dieser ist weit von jeglicher (in Europa durchgehend phantomhafter) Form von Absolutismus entfernt, bündelt aber herrscherliche Kompetenzen in Form von durchgreifender Kontrollierung und Sortierung einer Elite, die das selbstverständliche Monopol auf Führungsämter weitere zweihundert Jahre behaupten wird. Und dennoch sind diese Konzentrationsprozesse auf der obersten Machtebene, ist dieser Machttausch mit der alten Oberschicht, der dieser die mittleren und unteren Ebenen von Einfluß garantieren wird, effizient genug, um die Herrschaft der Medici politisch, militärisch und finanziell innovativ und entsprechend erfolgreich erscheinen zu lassen.

Und noch eine erregende, eine individuelle Modernisierung bewirkt die Geschichte vom Aufstieg, Untergang und Fortleben des Propheten. In der Verehrung des moralischen Reformers Savonarola aufgewachsen, wird der junge Patrizier Francesco Guicciardini³⁶ danach nicht nur an der göttlichen Sendung des Priors irre, sondern hinterfragt im Rahmen des dadurch eingeleiteten religiösen Desillusionierungsprozesses sukzessive das Wirken Gottes in der Geschichte, ja deren endzeitlich oder auch zyklisch ausgerichtete Gesamtanlage – mit jeweils negativem Ergebnis. Als Ergebnis dieses intellektuellen Selbstausbildungsprozesses bewirkt, sehr stark auf den Beginn der komplexen Kausalkette hin pointiert, das Ausbleiben der Endzeit eine ungemein folgenreiche Entdeckung: Daß Geschichte Totaltransformation allen Seins, aller Lebensformen, des Menschen, seiner Mentalitäten und Wahrnehmungen selbst ist, Aufbruch ins Unbekannte bedeutet – was jegliches unmittelbares Lernen aus der Geschichte im Sinne einer lehrbuchartigen *historia magistra vitae* hinfällig macht.

Die Idee der Endzeit ist tot, es lebe die Idee der Endzeit. Denn natürlich lebt sie trotz Guicciardini fort. Häufig geht sie in den Untergrund, noch häufiger kleidet sie sich in den nächsten Jahrhunderten honorig ein. Pietistische Pastoren etwa werden noch im 18. Jahrhundert von plötzlicher Unrast ergriffen und beginnen mit heißem Herzen das Jahr der Wiederkehr Christi zu berechnen. Geschichte ist die Wissenschaft, die davon lebt, ihre eigenen Wissenschaftsprämissen dauernd zu verraten. Dementsprechend eine epistemologische Nutzenanwendung, die um so überflüssiger ausfällt, als das Jahr

³⁵ Vgl. Elena Fasano Guarini: *Lo Stato Mediceo di Cosimo I.* Firenze 1973.

³⁶ Vgl. Francesco Guicciardini, 1483-1983. *Nel V. Centenario della sua nascita.* Firenze 1984.

2000, manchen apokalyptischen Warnungen und millenaristischen Verheißungen durchaus entgegen, vorbeigegangen und wiederum gar nichts passiert ist. Diese Moral aber lautet: Möge sich die Geschichtswissenschaft der epochalen Entdeckung Guicciardinis, daß die Geschichte offen ist, würdig erweisen und sich damit begnügen, rückblickend und nicht vorausblickend eine Zeit zu deuten, die alle überleben wird.

Jacob Brucker: Erste Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte (1751)

von
Christine Gillich und Theo Stammen



Abb. 1: Jacob Brucker 1741, Schabkunst von Johann Jakob Haid (Augsburg, SuStB)

Erinnern und neugierig machen – soll dieser Beitrag über Jacob Brucker, den Augsburger neuzeitlichen Philosophiehistoriker. Neugierig vor allem auf eines seiner Werke, nämlich die *Ersten Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte*. Es ist geplant dieses Buch als Faksimile neu aufzulegen und damit ein Stück Philosophiegeschichte greifbar werden zu lassen, das

von ihren Anfängen zeugt. Der Autor erreichte mit seinem Lebenswerk internationale Anerkennung. Werfen wir also zunächst einen Blick auf das Leben von Jacob Brucker.

I. Einführung

Als Johann Wolfgang Goethe im Rahmen seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ auch auf seine Studentenzeit an der Universität Leipzig (1765–68) zu sprechen kommt, gedenkt er dabei auch seiner frühen Philosophiestudien. Er, der später von sich bekannte, er habe für Philosophie „kein Organ“, erwähnt in diesem Kontext, daß er unter der didaktischen Anleitung eines Freundes anhand des „Kleinen Brucker“ Philosophiegeschichte durchgearbeitet und gelernt habe. Wörtlich heißt es an dieser Stelle von „Dichtung und Wahrheit“: „Mein Freund hatte den ‚Kleinen Brucker‘ zum Grunde seines Vortrags gelegt und je weiter wir vorwärtskamen, je weniger wußte ich daraus zu machen“.¹ An dieser Frustration muß nicht der „Kleine Brucker“ Schuld tragen; sie kann auch auf die mangelnden pädagogischen Fähigkeiten des Freundes zurückgehen.

Was Goethe exakt mit dem „Kleinen Brucker“ gemeint hat, wird in der Goetheforschung unterschiedlich beurteilt. Überwiegend geht man davon aus, es seien Jacob Bruckers *Kurtze Fragen aus der Philosophischen Geschichte* gemeint. Doch dies kann füglich und mit guten Gründen bezweifelt werden. Denn die *Kurtzen Fragen* von Brucker waren – vielleicht durch die „langen“ Antworten – kein kleines Werk, im Gegenteil, sie stellten ein Werk mit etlichen tausend Seiten dar, das zwischen 1731 und 1736 in sieben voluminösen Bänden in Ulm erschienen war. Die *Kurtzen Fragen* – zunächst auf deutsch erschienen – kamen später unter dem Titel *Historia Critica Philosophiae* in fünf dicken Bänden in lateinischer Fassung heraus. Diesem Werk verdankt Brucker eigentlich seine internationale Reputation und die Mitgliedschaft in etlichen Gelehrten Gesellschaften und Königlichen Akademien der Wissenschaften. Es steht vielmehr zu vermuten, daß Goethe mit dem „Kleinen Brucker“ den „Auszug“ aus dem großen Werk meinte, der 1751 unter dem Titel *Erste Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte, Als ein Auszug seiner grössern Wercke* in Ulm bei Daniel Bartholomäi und Sohn erschienen war und der rasch mehrere Auflagen erlebte. An dieses längst vergessene Werk wollen wir im Folgenden erinnern und Interesse für es wecken.

¹ J. W. Goethe: Dichtung und Wahrheit, Beginn von Buch 6.

Daß Goethe die frühe Lektüre des „Kleinen Brucker“ nicht vergaß, sondern nachhaltig bis ins hohe Alter im Gedächtnis bewahrte, geht daraus hervor, daß er in einem kleinen, nur wenige Seiten umfassenden Aufsatz „Einwirkungen der neueren Philosophie“ (1817), in dem er über seine Beziehungen zur Philosophie berichtet, auf Brucker zurückkommt. Dort lesen wir:

„Bruckers Geschichte der Philosophie liebte ich in meiner Jugend fleißig zu lesen und es ging mir aber dabei wie einem, der sein ganzes Leben den Sternhimmel über seinem Haupte drehen sieht, manches auffallende Sternbild unterscheidet ohne etwas von der Astronomie zu verstehen, den Großen Bären kennt, nicht aber den Polarstern.“

Der Polarstern ist als besonders hell leuchtender Stern deswegen so wichtig, weil sich der Seefahrer auf dem Meer am Polarstern orientiert. Um im Bild zu bleiben: eine Polarstern-Funktion scheint die Bruckersche Philosophiegeschichte für Goethe nicht besessen zu haben. Gleichwohl diente sie ihm zeitweilig als „Lehrbuch“. Und damit stand – wie wir aus anderen zeitgenössischen Quellen wissen – Goethe nicht allein: Jacob Brucker war – das war lange außerhalb von engen und speziellen Fachkreisen weitgehend vergessen und aus dem Bewußtsein verdrängt – eine bekannte und viel geachtete Autorität. Daher besitzt er – wie der französische Philosophiehistoriker Lucien Braun aus Straßburg in seiner „Geschichte der Philosophiegeschichte“ und der italienische Philosophiehistoriker Mario Longo in seinem umfangreichen Beitrag über Brucker in der „Storia delle Storie generali della Filosofia“² gezeigt haben – für die europäische Geschichte der Philosophie als wissenschaftliche Disziplin eine außerordentliche und weitreichende, ja epochale Bedeutung bis in die heutige Gegenwart.

II. Zu Leben und Werk

Indes: Wer war Jacob Brucker? Selbst in seiner Heimatstadt Augsburg, in der er 1696 geboren und 1770 gestorben ist, wird man nicht auf Anlieb hinreichende Auskunft erhalten. Eigentlich nirgends in der Stadt Augsburg wird heute ein öffentliches Gedächtnis an Jacob Brucker gepflegt. Und dies, obwohl Jacob Brucker allein durch seine Leistung als Philosophiehistoriker bereits zu seinen Lebzeiten eine europäische Reputation genoß. Lediglich in

² In deutscher Sprache in der neuen Zeitschrift „Bruckeriana: Augsburger Studien zur Philosophie und politischen Ideengeschichte“ in den Heften 1–4 in Fortsetzungen erschienen.

der Heilig-Kreuz-Kirche hängt an versteckter Stelle ein ziemlich nachgedunkeltes Ölbild von ihm.

Sein erster Biograph, der Augsburger Paul von Stetten d. J. weist Ende des 18. Jahrhunderts mit Verwunderung darauf hin, wie Bruckers bedeutendes und im Zeitalter der Aufklärung weit ausstrahlendes Werk (Denis Diderot, der Herausgeber der großen Französischen Enzyklopädie benutzte für seine philosophiehistorischen Artikel weitgehend und großzügig Bruckers *Historia Critica Philosophiae*, die er aus der königlichen Bibliothek in Paris auslieh) ausgerechnet in Augsburg zustande kommen konnte. Denn Augsburg besaß damals, weder eine Hochschule noch eine Bibliothek von größerer Bedeutung.

„Man begreift kaum“, – so Paul von Stetten – „wie es möglich war, an einem solchen Ort ein solches Werk zustande zu bringen. Er [Brucker] entbehrte die Vorteile einer reichen öffentlichen Bibliothek, die er hätte benutzen können; und seine Umstände waren, besonders im Anfang, gar nicht so beschaffen, daß er durch die Erkaufung wichtiger Werke, die ihm doch unumgänglich nötig waren, viel hätte verwenden können. Um dann doch die Quellen zu haben, aus denen er schöpfen sollte, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als die Werke teils von fernen Orten zu entleihen, teils sich Auszüge aus ihnen zu verschaffen.“ Gleichwohl gelang ihm ein wissenschaftliches Werk von staunenswerter Qualität, das die Zeiten überdauert hat.

Die Hauptdaten und -stationen zu Bruckers Lebenslauf sind rasch erzählt: Die erste Spur führt nach Augsburg, wo Jacob Brucker am 22. Januar 1696 in durchaus bescheidenen sozialen Verhältnissen geboren wurde. Paul von Stetten berichtet in seiner Biographie von Jacob Bruckers Vater, er sei ein „unvermögender Schneider und geschworener Käufler“ gewesen, „der in seinen Umständen vom Überfluß weit entfernt war. Was lag daher näher, als daß der Vater die Arbeitskraft des Sohnes möglichst bald für die Familie und deren Unterhalt nutzen wollte.“ An eine lange und kostspielige schulische Ausbildung war daher nicht zu denken: Nach dem Besuch der Elementarschule wurde Jacob Brucker von seinem Vater sogleich zu einem Augsburger Kaufherrn in die Lehre geschickt. Dort wurden allerdings seine Begabung und intellektuellen Fähigkeiten bald entdeckt und uneigennützig gefördert: Brucker fand einen Gönner, mit dessen finanzieller Unterstützung er in das Evangelische Kolleg und das Gymnasium bei St. Anna aufgenommen wurde. Dort genoß er bald die uneingeschränkte Förderung von Philipp Jakob Crophius, von 1704 bis 1742 Rektor des Gymnasiums, speziell in den humanistischen Disziplinen. Diese gründliche Ausbildung in den

klassischen Sprachen war die entscheidende Voraussetzung für Brucker, ein Studium der Theologie, Orientalistik, Kirchengeschichte und Patristik an der Universität Jena 1715 aufnehmen zu können, die damals in Deutschland einen guten Ruf in diesen Fächern genoß.

Die nächste wichtige Station in Bruckers Leben war sodann Kaufbeuren. Nach Abschluß seiner Studien der Theologie und Philosophie in Jena und seiner Ausbildung zum protestantischen Prediger konnte Brucker – nach einer längeren Wartezeit, die er in Augsburg mit ausgreifenden philosophiehistorischen Studien verbrachte – in der Stadt Kaufbeuren eine erste Anstellung gewinnen: 1724 wurde er dort zum (dritten) Geistlichen an der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit und zugleich zum Rektor der protestantischen Lateinschule in Kaufbeuren bestellt. Bei seinem Amtsantritt hatte Brucker sich vertraglich zu verpflichten, „der reinen Christevangelischen lehr und Bekanntnus, wie dieselbe in denen Prophetischen und Apostolischen Schrifften Alten und Neuen Testaments gegründet und in der ungeänderten Augspurgischen Confession, deren Apologie, Großen und kleinen Catechismo Lutheri u. Formula Concordiae begriffen ist, beständig u. ohne einigen Falsch verbleiben u. verharren, auch dawider Zeit Lebens nichts heimlich oder öffentlich thun, lehren, schreiben u. handeln; [ferner] meinen mir anbefohlenen Kirchen- u. Schuldienst mit Predigen und lehren, auch allem andern, waß solch meinem Kirchen- u. Schulamt anhängig mit aller Sorgfalt und Treue williglich verwesen und verwalten.“³

Brucker hat – nach den vorliegenden Quellen – seine pädagogischen Aufgaben sehr ernst genommen und sich zudem für die Modernisierung des Unterrichts in den Naturwissenschaften engagiert.

In den frühen vierziger Jahren kehrte Brucker nach Augsburg zurück; 1744 war er nach Augsburg zurückberufen worden, um auch hier sowohl eine kirchliche als auch eine leitende pädagogische Aufgabe an St. Anna zu übernehmen. In diese bis zu seinem Tode währende Zeit fällt auch jene kurze Episode, in der Jacob Brucker der Tochter seines Freundes, des Mediziners Georg Friedrich Gutermann, der 1730 in Kaufbeuren geborenen Sophie Gutermann, später verheiratete Sophie von La Roche, Privatunterricht erteilte. Sie galt als „Wunderkind“, konnte mit drei Jahren bereits lesen, mit fünf Jahren hatte sie angeblich bereits zum ersten Mal die Bibel durchgelesen und galt mit zwölf als die „Bibliothekarin“ ihres gelehrten Vaters. Sophie Gutermann war für kurze Zeit mit Christoph Martin Wie-

³ Zitiert nach Karl Alt: Die Lateinschule der freien Reichsstadt Kaufbeuren und ihr berühmtester Rektor Magister Dr. Jakob Brucker. Kaufbeuren 1929. S. 51.

land, dem Dichter der deutschen Klassik aus Biberach, verlobt, heiratete später den Kanzler Georg Michael Frank von La Roche und wurde als Sophie von La Roche die Großmutter der Romantiker Clemens und Bettine Brentano. Brucker konnte allerdings seine für die damalige Zeit durchaus fortschrittlichen Ideen und Vorstellungen in der Mädchen- und Frauenerziehung gegen den Widerstand des traditionell denkenden Vaters von Sophie letztlich nicht durchsetzen und mußte resignieren.

In dieser Augsburger Zeit zwischen 1744 und 1770 wird Jacob Brucker der über Deutschland hinaus bekannte Philosophiehistoriker. Seine *Historia Critica Philosophiae*, wie sie zwischen 1742 und 1744 erstmals gedruckt erschien und die auf einer lateinischen Version der *Kurtzen Fragen* beruhte, schuf ihm diese europaweite Reputation. Wie groß diese Reputation war, mag durch eine überlieferte Anekdote aufgewiesen werden: 1770, kurz vor Bruckers Tod, nahm der französische Gelehrte Dutens die Route seiner Deutschlandreise eigens über die Reichsstadt Augsburg, um hier „*le savant Monsieur Brucker*“ aufzusuchen, dessen *Historia Critica* er für eines der nützlichsten Werke des 18. Jahrhunderts hielt. Der französische Besucher war allerdings, als er Brucker gegenüberstand, offensichtlich einigermaßen enttäuscht; traf er doch einen ausgesprochen bescheidenen schwäbischen Geistlichen und Schulmeister, der sein Latein mit schwäbischem Akzent sprach und die europäischen Verkehrssprachen der damaligen Zeit – das Englische und vor allem das Französische – nicht einmal beherrschte.

Bemerkenswert ist, daß Jacob Brucker seine herausragenden und bis heute nachwirkenden wissenschaftlichen Leistungen, die ihm große Anerkennung und die Mitgliedschaft in zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften und königlichen Akademien europaweit einbrachten, durchgehend als „Nebentätigkeit“ erbracht hat. Zuerst in Kaufbeuren, dann später in Augsburg, hatte er primär zwei Hauptberufe zu erfüllen: als protestantischer Pfarrer und Prediger und als Gymnasiallehrer. Zum anderen ist zu bedenken, daß er sein Leben keineswegs als ‚Single‘, sondern als Ehemann und Familienvater verbrachte; zweimal war er verheiratet: zuerst mit der Tochter Dorothea Regina seines Gymnasiallehrers und Förderers Philipp Jakob Crophius und nach deren frühem Tod seit 1732 mit der Kaufbeurener Ratsherrentochter Anna Barbara Mayer, die ihm elf Kinder gebar. Das heißt, zu den drei Professionen (Pfarrer, Pädagoge, Philosophiehistoriker) trat noch die damals wie heute strapazierende Rolle des Familienvaters hinzu – charakteristisch vor allem für Bruckers lange dauernde Lebensperiode in

Augsburg – und läßt so im Ganzen eine beeindruckende Lebensleistung deutlich werden.

Am 26. November 1770 ist Jacob Brucker in Augsburg gestorben: wie überliefert ist, an den Folgen eines Sturzes von der Leiter, als er einen Folianten vom oberen Regal herunterholen wollte; er starb somit einen einem Gelehrten seiner Bedeutung würdigen Tod.

III. Erste Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte – Jacob Bruckers Leitfaden für Schüler, Studenten und Interessierte



Abb. 2: Titelkupfer der *Ersten Anfangsgründe*, 1751

„Die Philosophie, welche man zum Unterschiede der geoffenbahrten Gotteslehre in der deutschen Sprache Weltweißheit zu nennen pfl eget, in alten Zeiten aber alleine Weißheit genennet worden, ist eine gründliche und rich-

tige Einsicht und Wissenschaft derjenigen Dinge, welche zur Erlangung, Erhaltung und Vermehrung der wahren Glückseligkeit nöthig und nützlich sind, in so ferne sie aus den Grundsätzen der Vernunft erhalten werden kan.“⁴

Philosophia – die „Liebe zur Weisheit“ – muß es dem Autor dieses Satzes, Jacob Brucker, wahrlich angetan haben. Nicht etwa, daß er für sich selbst in Anspruch genommen hätte, ein neues philosophisches System zu seinem Lebenswerk zu machen. Vielmehr schien es stets Bruckers Ziel gewesen zu sein, eine ausführliche, möglichst lückenlose und auch kritische Geschichte der Philosophie zu verfassen. Erstmals gelingt Brucker dies mit seinem Werk *Kurtze Fragen aus der Philosophischen Historie*. Dies ist laut Karl Alt⁵ das grundlegende Hauptwerk Bruckers, durch das er zum Begründer der Universalgeschichte der Philosophie wurde. Der Augsburger Pädagoge und Theologe sei damit zum Schöpfer einer neuen philosophischen Disziplin geworden: der Philosophiegeschichte⁶.

Von 1731 bis 1736 erschienen die *Kurtzen Fragen* in sieben Bänden in Ulm. Alt schreibt: „Da nicht jedermann zugemutet werden konnte, die fast 10 000 Seiten des Hauptwerkes durchzustudieren, so veranstaltete Brucker, hauptsächlich auch für den – in der Folgezeit sehr lebhaften – Gebrauch in den Schulen, Gymnasien und Universitäten, einen Auszug, der sehr oft neuaufgelegt werden mußte“⁷. Dieser erschien 1736 unter dem Titel *Auszug aus den Kurtzen Fragen aus der Philosophischen Historie. Von Anfang der Welt Biß auf Unsere Zeiten, Zum Gebrauch der Anfänger* in erster Auflage. Jacob Brucker schreibt selbst: „Die Absicht dabey war den Anfängern in diesem Stücke der Gelehrsamkeit auf Gymnasiis und niedern Schulen einen Leitfadens in die Hand zu geben, nach welchem sie die Anfangsgründe davon lernen und zum Gebrauche der Fragen selbst den anwachsenden Studien geföhret werden könnten.“⁸ Da Brucker jedoch die erste Ausgabe dieses Leitfadens später als unvollkommen betrachtete und diese außerdem völlig ausverkauft war, wandten sich die Verleger erneut an den Philosophiehistoriker. Brucker sollte die erste Auflage „übersehen, und was nöthig wäre [...] ändern und [...] verbessern“⁹. Brucker schreibt in seiner Vorrede zur zwei-

⁴ Jacob Brucker: Erste Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte, Als ein Auszug seiner grössern Wercke. Ulm (Daniel Bartholomäi und Sohn) 1751. S. 5.

⁵ K. Alt (wie Anm. 3) S. 58ff.

⁶ Vgl. ebd. S. 67.

⁷ Ebd. S. 62.

⁸ J. Brucker (wie Anm. 4) Vorrede.

⁹ Ebd. Vorrede.

ten Auflage: „So mühsam diese Arbeit mir vorkam, so willig war ich doch, sie zu übernehmen, da ich nicht geschehen lassen konnte, daß dieser Auszug in seiner mangelhaften alten Gestalt wiederum hervortreten sollte.“ Ergebnis dieser Arbeit war schließlich eine 1751 in Ulm erschienene zweite Auflage unter dem neuen Titel *Erste Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte, Als ein Auszug seiner grössern Werke herausgegeben von Jacob Brucker*. Diese zweite Auflage soll im folgenden im Mittelpunkt der Erörterungen stehen.

Brucker hat nach eigenen Worten in den fünfzehn Jahren, seitdem er die erste Ausgabe fertiggestellt hatte, die „ganze philosophische Historie aufs neue umgeschmolzen und ausgearbeitet“¹⁰. Davon zeugt seine *Historia critica philosophiae* (erstmalig 1742–1744 in Leipzig erschienen) und die daraus entstandenen *Institutiones historiae philosophicae* (erstmalig 1747 in Leipzig erschienen). Für das Werk der *Historia critica philosophiae* hat Brucker nach eigenen Worten „viele ändern, verbessern und ergänzen müssen, das an einer vollständigen Geschichte der Philosophie noch fehlte, so daß es eine ganz andere Gestalt bekommen hat“¹¹. Der Augsburger Philosophiehistoriker hielt es daher für unvermeidlich, auch den *Auszug aus den Kurtzen Fragen* zu ergänzen und zu verbessern. Er sollte Schülern und Studenten als Grundlage für eine weitere Auseinandersetzung mit den *Institutiones* und schließlich mit der *Historia critica philosophiae* dienen.

Es mußten laut Brucker Zusätze und Einschübe gemacht, manches deutlicher erklärt, verschiedene Sätze und schließlich die ganze Einteilung so verändert werden, daß sie mit den lateinischen Werken übereinstimmte. Im Vergleich zur ersten Auflage sind daher etliche ganz neue Kapitel hinzugekommen, deren Inhalte Brucker fünfzehn Jahre zuvor noch nicht untersucht hatte. So beispielsweise die Ausführungen über Orientalische Philosophie und über das Schicksal der Griechischen Philosophie außerhalb von Griechenland. Der Autor schreibt auch: „Sonderlich mußte hin und wieder die Vorstellung der Lehrsätze ergänzt, und der Zusammenhang deutlicher vor Augen gelegt werden, weil doch dieses das richtigste und nützlichste Stück in der philosophischen Geschichte ist“¹². Fast nebensächlich erscheint es da, daß „sich auch seit der ersten Ausgabe die deutsche Schreibart sehr geändert, verbessert und gereinigt“ habe, so daß der Autor darauf

¹⁰ Ebd. Vorrede.

¹¹ Ebd. Vorrede.

¹² Ebd. Vorrede.

bedacht war, „dieselbe so gut als möglich [...] ins reinere zu bringen“¹³, um dadurch die Lesbarkeit seines Werkes zu verbessern.

Das Resultat dieser Mühe waren ohne Vorrede und Register schließlich 554 Seiten im Oktav-Format, auf denen Jacob Brucker die Geschichte der Philosophie vom „Anfang der Welt“ bis auf seine Gegenwart vorstellt. Die gesamte philosophische Historiographie Bruckers hat laut Mario Longo primär eine didaktische Zielsetzung. Brucker wollte der studierenden Jugend mit einer Anleitung zu der so wichtigen und nötigen Wissenschaft der philosophischen Historie dienen.¹⁴ Erst Bruckers Begierde danach habe ihm die Idee eingegeben, die Philosophiegeschichte in ihrer gesamten Entwicklung in ihren Grundzügen zu entwerfen. Entsprechend seinem pädagogischen Ziel geht der Autor dabei nach der Frage- und Antwortmethode des hamburgischen Rektors Johann Hübner vor.¹⁵ Longo schreibt: „Die Methode von Frage und Antwort hatte [...] genau das Ziel, den Jugendlichen den Zugang zur Philosophiegeschichte zu erleichtern.“ In der Methode zeigt sich auch eine Analogie zu den seit dem 16. Jahrhundert vor allem im religiösen, aber auch im politischen und philosophischen Bereich weit verbreiteten Katechismen. Auch sie sind als Lehrbücher, formal meist in Frage- und Antwortform aufgebaut.

Longo räumt ein, daß es zu Bruckers Zeiten zwar bereits verschiedene Handbücher zur Philosophiegeschichte gegeben habe, nämlich unter anderem von Buddeus, Reinhard und Gentzken. Gefehlt habe jedoch noch ein auf Deutsch verfaßtes Schulwerk, das dem Bedarf durch die höchste Verbreitung der Disziplin im Umkreis universitärer Studien gerecht würde. Longo schreibt über die erste Auflage von Bruckers philosophiehistorischem Leitfaden: „Die Sprache ist einfach und direkt, ohne jegliche lateinischen oder griechischen Zitate; es fehlen vollkommen die Anmerkungen, die die *Kurtzen Fragen* so weitschweifig und schwer benutzbar machten“¹⁶.

¹³ Ebd. Vorrede.

¹⁴ Vgl. Mario Longo: „Storia ‚Critica‘ Della Filosofia E Primo Illuminismo: Jakob Brucker“. In: Giovanni Santinello: Storia Delle Storie Generali Della Filosofia. Parte Seconda. Le Storie Generali Della Filosofia In Germania 1690–1750. Capitolo VIII. Übersetzt von Erica Natale. In: Bruckeriana: Augsburger Studien zur Philosophie und politischen Ideengeschichte. Heft 2. November 2000. S. 11-28. S. 22.

¹⁵ Vgl. K. Alt (wie Anm. 3) S. 67.

¹⁶ M. Longo (wie Anm. 14) S. 23.

IV. Einteilung der Geschichte der Philosophie nach Brucker

Brucker teilt die Geschichte der Philosophie in drei große Zeitläufe ein. Er umreißt den Inhalt einer jeden Periode in seinem Vorbericht zu den *Ersten Anfangsgründen der Philosophischen Geschichte*. Dieser Vorbericht liegt den nebenstehenden Tabellen zu Grunde, die Bruckers philosophiehistorische Einteilung veranschaulichen sollen.

DIE ERSTE GROSSE PERIODE
IN DER PHILOSOPHISCHEN HISTORIE NACH BRUCKER

Vom Anfang der Welt bis auf den Anfang der Römischen Monarchie	
BARBARISCHE PHILOSOPHIE	GRIECHISCHE PHILOSOPHIE
<i>Lehrsätze und Meynungen aller Völker, welche keine Griechen gewesen sind. Die Barbarische Philosophie kan betrachtet werden, wie sie sich theils vor, theils nach der Sündfluth geäußert hat.</i>	<u>Morgenländische Völker</u> <i>Hebräer, Chaldäer, Perser, Indianer und Seren oder Sinesen, Araber und Phönicier</i> <u>Mittägige Völker</u> <i>Aegypter und Mohren</i> <u>Abendländische Völker</u> <i>Celten in Gallien, Britannien und Germanien; Römer und Hetruscer</i> <u>Nordländische Völker</u> <i>Scythen, Geten, Thracier und andere.</i>

Abb. 3

Die erste Periode (Abb. 3) dauert nach Brucker vom Anfang der Welt bis auf den Anfang der Römischen Monarchie „da die Philosophie gebohren, erwachsen, und zu ihren Jugend- und Mannesjahren gekommen ist“¹⁷. Brucker unterteilt diesen Zeitraum erneut in die Barbarische und die Griechische Philosophie. Die zweite läßt sich laut Brucker „am füglichsten nach den Völkern erzählen, welche sich um die Lehren der Weißheit von der Glückseligkeit der Menschen bemühet haben, und nach der Lage dieser Völker, welche sie auf den bewohnten Erdtheilen eingenommen haben“¹⁸.

Über die Beschaffenheit der griechischen Philosophie äußert sich Brucker in einem eigenen Unterpunkt (Abb. 4). Jene „war anfangs in Fabeln eingehüllet, hernach wurde sie etwas offenbarer und bekannter, da kluge Regenten sie zur geschickten Verwaltung des gemeinen Wesens anwende-

¹⁷ J. Brucker (wie Anm. 4) S. 2.

¹⁸ Ebd. S. 3.

ten¹⁹. Schließlich sei die griechische Philosophie in eine zunftmäßige Verfassung gebracht worden. Ordentliche Lehrgebäude seien errichtet worden, wodurch sie erst zu ihrer rechten und vollkommenen Gestalt gelangt sei. Für diese zunftmäßig verfaßte Philosophie der Griechen nennt Brucker schließlich zwei Verfasser: Thales in Ionien und Pythagoras in Italien.

BESCHAFFENHEIT DER GRIECHISCHEN PHILOSOPHIE NACH BRUCKER

Zwei Verfasser		
THALES IN IONIEN ↓ <i>Ionische Secte</i> ↓↓		PYTHAGORAS IN ITALIEN ↓ <i>Eleatische, Heraclitische, Epicurische und Pyrrhonische Secte</i>
<i>Sokratische Schule</i>	↓↓ <i>Cyrenaische, Megarische, Eretrische, Academische, Peripatetische, Cynische und Stoische Secte</i>	

Abb. 4

In ihrer zweiten Periode (Abb. 5), vom Anfang der Römischen Monarchie bis auf das vierzehnte Jahrhundert nach Christi Geburt, habe die Philosophie mancherlei unangenehme und schädliche Veränderungen in ihrem Alter erlitten. Brucker unterteilt diesen Zeitlauf in die Heidnische, Jüdische, Saracenische und Christliche Philosophie. Die Heidnische Philosophie sei in Aegypten aufgekommen und habe die im Römischen Reich blühende Griechische Philosophie verdrängt. Die Jüdische Philosophie beginnt für Brucker mit der Wiederkehr aus der babylonischen Gefangenschaft des Volkes. Unter der Saracenischen Philosophie versteht Brucker die der Araber, jedoch erst etwa 150 Jahre nach Mohammeds Flucht. Die Christliche Philosophie wird unterschieden in die der alten Christen bis hin zum Ende der Alexandrinischen Sekte im siebten Jahrhundert und die der mittleren Christen bis ins vierzehnte Jahrhundert. In dieser jüngeren Periode habe man angefangen, dem Verfall der Wissenschaften vorzubeugen. Man könne sie erneut unterteilen in die Vorkommnisse bei den Griechen und Abendländern bis ins zwölfte Jahrhundert und in die darauffolgende Scholastische Philosophie.

¹⁹ Ebd. S. 4.

DIE ZWEITE GROSSE PERIODE
IN DER PHILOSOPHISCHEN HISTORIE NACH BRUCKER

Vom Anfang der Römischen Monarchie bis auf das vierzehnte Jahrhundert nach Christi Geburt			
HEYDNISCHE PHILOSOPHIE	JÜDISCHE PHILOSOPHIE	SARACENISCHE PHILOSOPHIE	CHRISTLICHE PHILOSOPHIE
<p>Die Heydnische Philosophie war bey den Römern und im Römischen Reiche, wo alle in Griechenland übliche Secten geblühet, eine neue aber zu Alexandrien in Aegypten aufgekommen, und die übrigen alle verschlungen hat. So hat sich auch in Orient eine Art der Philosophie hervorgethan, welche sich durch ihre Vermengung von mancherley Lehrsätzen und deren Einfluß in verschiedene Lehrgebäude sonderlich der Schriften merckwürdig gemacht hat.</p>	<p>Die Jüdische Philosophie, in so ferne sie von der alten hebräischen Weisheit unterschieden wird, und von der Wiederkunft aus der babylonischen Gefangenschaft sich anfängt, kan entweder der Zeit nach abgetheilt werden, nach den Schicksalen dieses Volcks vor und nach der Zerstörung Jerusalems, oder nach der Art des Vortrags, der entweder öffentlich oder geheim gewesen ist: welche letztere Art die Cabbalistische genennet wird.</p>	<p>Die Saracenische Philosophie begreiffet dasjenige, was unter den Arabern damit vorgegangen, nachdem Muhamed seine neue Religion eingeführet hat.</p>	<p>Die Philosophie bey den alten Christen, betrifft entweder die Zeiten vor oder nach dem Ursprunge der Alexandrinischen Secte, und reichet biß zu deren im siebenden Jahrhunderte sich äussernden Ende. Die Philosophie der Christen in den mittleren Zeiten fängt sich von dem siebenden Jahrhunderte an, und gehet biß auf das vierzehende Jahrhundert, da man angefangen hat, dem Verfall der Wissenschaften vorzubeugen. Dieser Zeitlauf hat abermals zween Absätze; der erste begreiffet alles, was bey den Griechen und Abendländern biß auf das zwölfte Jahrhundert mit der Weltweißheit vorgegangen, der andere erzählt, was vor eine Gestalt dieselbe um diese Zeit angenommen, und wie sie sonderlich in den Klosterschulen unter dem Namen der scholastischen Philosophie fortgepflanzt worden ist.</p>

Abb. 5

Der dritte Zeitlauf (Abb. 6) erzählt nach Brucker, was sich vom vierzehnten Jahrhundert an bis auf Bruckers Gegenwart mit der Philosophie allgemein und weltweit zugetragen habe, da sie gleichsam wiederum jung geworden, also in eine neue Gestalt und Verbesserung gebracht worden sei. In dieser Periode beschreibt Brucker, wie man angefangen habe, die Philosophie äußerlich und innerlich zu verbessern und wie man entweder auf eine *sectirische* oder auf eine *eclectische* Weise und nach einer freien Auswahl zu philosophieren sich bemüht habe. Diese Verbesserung der Philosophie aber ist, wie Brucker schreibt, nicht nur überhaupt geschehen, sondern man hat sich auch bemüht, in allen Teilen der Weltweisheit Verbesserungen vorzunehmen. Brucker schreibt daher: „Es ist also eine Pflicht der philosophischen Historie, dasjenige zu erzählen, was in der Vernunft- Grund-Geister- Sitten- und Staatslehre verändert, verbessert oder neu eingeföhret worden ist.“

DIE DRITTE GROSSE PERIODE
IN DER PHILOSOPHISCHEN HISTORIE NACH BRUCKER

Vom vierzehnten Jahrhundert bis auf Bruckers Zeit		
SECTIRISCHE WEISE ZU PHILOSOPHIEREN		ECLECTISCHE WEISE ZU PHILOSOPHIEREN
<i>Einige haben eine alte Griechische Secte wiederum hervorgesuchet, und sie in ihrer ehemaligen Lauterkeit herzustellen bemühet,</i>	<i>andere hingegen haben sich angelegen seyn lassen, neue Secten aufzubringen, oder mit all die Philosophie zu unterdrücken.</i>	<i>Das andere hat grosse und berühmte Geister zu Urhebern, unter welchen Brunus, Cardanus, Verulamius, Campanella, Hobbesius, Cartesius, Leibnitz und Thomasius nebst andern sonderlich merckwürdig sind.</i>

Abb. 6

Durch diese Erzählung will Brucker auch Bewußtsein dafür wecken, daß die philosophischen Systeme und Ideen durch die historischen Umstände ihrer Autoren entschieden mitbestimmt werden. Longo²⁰ sieht darin eine wichtige Neuerung im Bereich der philosophischen Geschichtsschreibung.

²⁰ Mario Longo: „Storia ‚Critica‘ Della Filosofia E Primo Illuminismo: Jakob Brucker“. In: Giovanni Santinello: Storia Delle Storie Generali Della Filosofia. Parte Seconda. Le Storie Generali Della Filosofia In Germania 1690–1750. Capitolo VIII. Übersetzt von Erica Natale. In: Bruckeriana: Augsburger Studien zur Philosophie und politischen Ideengeschichte. Heft 1. März 2000. S. 11-42. S. 21.

Brucker habe die Herstellung einer Wechselbeziehung zwischen der Geschichte der Lehren und Ideen und der Geschichte der Personen in ihrer Lebenswelt ermöglicht. Brucker war stets bemüht um einen Blickwinkel, der die historischen Rahmenbedingungen miteinschließt, innerhalb derer die Ideen und Systeme entstehen und sich behaupten, wie Longo schreibt. Die Lehren seien nur dann in ihrem ursprünglichen und objektiven Sinn zu verstehen, wenn sie in ihrer Entstehung, die uns die Triebfeder des Systems zeige, untersucht werden. Brucker berichtet daher auch in den *Ersten Anfangsgründen* stets zunächst über alle biographischen Lebensumstände eines Autors, bevor er dessen Lehrsätze im einzelnen vorstellt und bespricht.

V. Die Eklektische Verbesserung der Philosophie

Neben den Lebensläufen und Lehrsätzen einzelner Personen erfahren wir in den *Ersten Anfangsgründen* freilich auch stets eine allgemeine Einbettung der philosophischen Richtungen und ihrer Förderer in den Gesamtzusammenhang bzw. in die einzelnen oben beschriebenen Zeitläufe. So erfahren wir über die „eclectische Verbesserung der Philosophie“, daß sie nicht mit der eklektischen Philosophie der Alexandrinischen oder jüngeren Platonischen Weltweisen zu verwechseln sei.²¹ Brucker schreibt: „Hier [...] heisset die eclecticische Philosophie diejenige freye und vernünfftige Art zu philosophieren, welcher alle Stifter der Secten sich bedienen haben, und nach welcher man der Wahrheit und deren Verbindung nach ihrer Natur und Eigenschaften und den Gründen einer von Vorurtheilen nicht gebundenen Vernunft nachdenckt, richtige Grundsätze und Schlüsse macht, und aus den Gedancken und Lehrgebäuden der Weltweisen nichts annimmt, als wovon man überzeugt ist, daß es mit solcher Untersuchung der Wahrheit übereinkommt.“²² Der Eklektiker nimmt also nicht dogmatisch ohne eine strenge Vorabuntersuchung die Lehren, die er in der Geschichte vorfindet, auf. Er ist aber auch nicht durch das entgegengesetzte Vorurteil verleitet, von vornherein die bisherigen Anstrengungen zur Erlangung der Wahrheit als irrig und abwegig abzutun, wie Longo schreibt.²³ Diese für Brucker sich als die wahre und authentische Form des Philosophierens herauskristallisierende Richtung der eklektischen Verbesserung sei erstmals und vorbildlich durch Francis Bacon von Verulam (1560–1626) erreicht worden. Über ihn schreibt Brucker: „Erstlich richtete er seine Betrachtung auf dasjenige, was

²¹ J. Brucker (wie Anm. 4) S. 443.

²² Ebd. S. 443f.

²³ M. Longo (wie Anm. 20) S. 25.

in den Wissenschaften und sonderlich in der Weltweisheit noch fehlte und doch darinnen begriffen seyn sollte, und entdeckte ein sehr grosses bißher verborgen gewesenes Land grosser Wahrheiten, woraus seine unvergleichliche Abhandlung: *de augmentis scientiarum* entstanden ist.“²⁴ Hernach sei der Verulamier um einen richtigeren *Wegweiser* zu den Wissenschaften bemüht gewesen, als ihn die scholastische Vernunftslehre bisher habe geben können. Nach einem vieljährigen Nachdenken habe Bacon gezeigt, wie man ohne scholastische Reduktionen, durch vernünftige Schlüsse und Erfahrungen zur Einsicht der Grundwahrheiten der Weltweisheit gelangen könne.

Dieses Ende der „scholastischen Hegemonie“ und des „aristotelischen Jochs“ wurde durch das Aufkommen der Philosophie in ihrer eklektizistischen Form à la Brucker herbeigeführt und markiert.²⁵ Der Philosophie sollte von nun an die Freiheit der Forschung und die Kritik der Urteilskraft zugrunde liegen. Darüber hinaus stellte nach Brucker die Philosophiegeschichte eine unverzichtbare Stütze für eine richtige philosophische Haltung dar. Zwar erfährt Bruckers Verwendung des Begriffes der Eklektik neuerdings harte und nachvollziehbare Kritik durch Michael Albrecht²⁶. In seiner 1994 erschienenen Begriffsgeschichte zur Eklektik weist er auf Bruckers ungenaue und inkonsequente Definition und Anwendung des Begriffes hin. Dies tut jedoch Bruckers Werk insgesamt keinen Abbruch. Im Gegenteil. Albrechts Kritik regt vielmehr dazu an, sich selbst auf die Spur der *Ersten Anfangsgründe der Philosophischen Geschichte* zu begeben; Philosophen und deren Lehrsätze durch die Brille der Neuzeit zu betrachten. Schließlich ist die Philosophiegeschichte nach Brucker eine notwendige Einführung in das Philosophieren überhaupt als eine Grundfähigkeit und -tätigkeit des Menschen sich in der Welt zurechtzufinden.²⁷

VI. Schlußbemerkung

Und so hoffen wir, daß wir mit diesem Beitrag Interesse wecken konnten für ein vergessenes Werk und seinen weitgehend vergessenen aber gleichwohl wichtigen Autor aus dem 18. Jahrhundert. Wie den Ausführungen zu entnehmen ist, hat Jacob Brucker weitaus mehr als nur ein Stück Augsbu-

²⁴ J. Brucker (wie Anm. 4) S. 455.

²⁵ Vgl. M. Longo (wie Anm. 20) S. 25.

²⁶ Michael Albrecht: *Eklektik: Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1994.

²⁷ Vgl. M. Longo (wie Anm. 20) S. 24.

ger Geschichte geprägt, vielmehr hat er eine internationale Philosophiegeschichte mit aus der Wiege gehoben und sie für eine breite Leserschaft zugänglich gemacht.

Mobile Künste. Kleinkünstler als mediale Träger der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit

Ein Projekt des Faches Volkskunde an der Universität Augsburg

Von Sabine Doering-Manteuffel und Michaela Schwegler

In den vergangenen Jahren haben Mitarbeiter des Faches Volkskunde an einem Schwerpunktprogramm über das Verhältnis von Aufklärungspublizistik und Magie gearbeitet. Aus diesem Projekt sind eine Reihe von Spezialuntersuchungen hervorgegangen, unter anderem die Dissertation von Frau Dr. Michaela Schwegler über Wunderzeichenberichte in der Frühen Neuzeit, sowie die am Rande des Projektes angesiedelte Magisterarbeit von Martina Kassler über die komische Kultur im Volkstheater der Renaissance am Beispiel der Commedia dell'Arte.

Nach Abschluß ihrer Untersuchungen frühneuzeitlicher Flugblätter und Flugschriften im Spannungsfeld zwischen den Konfessionen, den Naturwissenschaften und der frühen Sensationspresse wird Frau Dr. Schwegler gemeinsam mit Frau Kassler ein Folgeprojekt über Kleinkünstler als Informationsträger frühneuzeitlicher Öffentlichkeit beginnen. Vorgesehen ist eine Laufzeit von drei Jahren.

Seit dem Mittelalter ist in Europa das regelmäßige Auftreten von Puppenspielern, Varietékünstlern und schaustellenden Vagabunden belegt. Während zunächst vor allem Gaukler, Spielleute und Handpuppenspieler, vorwiegend an den Höfen, auftraten, wanderten im 16. Jahrhundert Marionettenspieler aus England nach Mitteleuropa ein. Auf den Jahrmärkten führten zudem zahlreiche Komödianten, Trickspieler, Wahrsager, Kartenleser und Artisten ihre Künste vor und wandten sich über öffentliche Auftritte an ein größeres Publikum. Seit dem Aufkommen des Buchdrucks nutzten sie das Medium Schrift als Werbe- und Informationsmedium und wurden zugleich selbst zu Medien einer frühneuzeitlichen Öffentlichkeit, als Träger und Übermittler von Informationen, Bildung und Unterhaltung. Das Angebot schritt mit der Entwicklung der Schriftmedien voran, hatte aber stets auch einen starken Akzent auf der Mündlichkeit. Im 18. und 19. Jahrhundert kamen das Schattenspiel, das *Theatrum Mundi*, Panoramen, mechanische Kunstfiguren und die *Camera Obscura* hinzu. Kleinkünstler entwickelten eine eigene Kunstgattung, die bis heute neben dem klassischen Theater und anderen Darbietungen der hohen Kultur einen festen Platz beim Publikum einnimmt.

Die meisten wissenschaftlichen Bearbeitungen frühneuzeitlicher Kleinkunst liegen über das Puppenspiel vor. Sie alle sind als „Vorstudien“ einer Geschichte des europäischen Puppenspiels zu begreifen, es fehlt aber bis heute sowohl an einer umfassenden Behandlung des Themas als auch an detaillierten Abhandlungen der Bedeutung von anderen Kleinkunstformen, wie etwa dem Papiertheater, dem Schattenspiel, dem Automatentheater oder den Wachsfigurenkabinetten. Über die Berufsgruppen, die in der Frühen Neuzeit Kleinkunst ausgeübt haben, liegen einige Arbeiten vor, es mangelt allerdings auch hier an übersichtlichen Gesamtdarstellungen. Das sogenannte „Fahrende Volk“ ist zwar aus mittelaltergeschichtlicher Perspektive ein beliebtes Thema, der Zeitraum zwischen dem 16. bis 18. Jahrhundert hat aber bislang weniger das Interesse der Forschung gefunden. Dies soll nun geschehen.

Genauso sieht der Befund über das Forschungsfeld „Artistik“ aus. Es gibt zwar eine ganze Reihe von Lokal- und Regionalstudien, wie etwa die Arbeit von Gisela Grasmück über „Artisten in Alsenborn“ (1993) oder diejenige von Wolfgang Bekh über Bayerische Hellseher (1976), doch auch in diesem Themenfeld konnte bislang noch kein Überblick über die Variationsbreite und die Funktion solcher Sonderformen der Kleinkunst angelegt werden.

Interessant ist für alle genannten Kunstformen die Frage nach deren Rolle als Medien. Dieser Aspekt fand bisher in keiner einzigen Studie Beachtung, außer über Arbeiten zu Bänkel- und Zeitungssängern und ähnlichen Figuren, die als bekannte Elemente einer (früh)-neuzeitlichen Informationskultur anzusehen sind. Das Projekt soll hier anknüpfen.

Gemäß dem Augsburger Ansatz einer frühneuzeitlichen Medien- und Kommunikationsgeschichte, wie er etwa durch das Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ repräsentiert wird, werden die mobilen Künste unterschiedlicher Ausprägung als Teil einer öffentlichen Informationskultur wahrgenommen, durch die zum einen Nachrichten und Ereignisse von Ort zu Ort übermittelt wurden, und zum anderen Muster populärer Unterhaltungsästhetik entstehen. Dies geschieht durch die Verschriftlichung von Spielvorlagen und technischen Anweisungen, von Programmankündigungen, aber auch von seriellen, etwa amtlichen Quellen über die Erscheinungsformen der einzelnen Zweige des schaustellenden Gewerbes. Das Ziel ist also ein doppeltes: Zum einen geht es um die Funktionen, die diese bisher unbeachteten Träger mobiler Informationsdienste innehatten, – etwa auch als Teil eines propagandistischen Apparates als Herrschaftsinstrumen-

te des frühneuzeitlichen Staates –, zum anderen um die Herausbildung standardisierter Formen einer Unterhaltungskultur, die parallel etwa zur frühen Sensationspresse oder anderen periodisch erscheinenden Presseerzeugnissen entstand als Folge des Schriftgebrauchs, der auch die Populärkultur erfaßte.

Ausgewertet werden derzeit verschiedene Arten von Quellen, Dokumenten und Texten, von einfachen Handzetteln, wie sie dem Jahrmarktspublikum ausgeteilt wurden, bis hin zu Beschreibungen von Kleinkunstformen aus der schönen Literatur. Besonderer Wert wird auf die Auswertung von Bildquellen gelegt, etwa zeitgenössische Gemälde, Graphiken oder Holzschnitte, aber auch solcher Bildmaterialien, welche die Künstler selbst bei ihren Aufführungen verwendet haben. Diese Quellen und Materialien sollen die wichtigsten Leitfragen des Projektes beantworten helfen, so etwa die Frage nach der Rezeption und seriellen Wiedergabe bestimmter Formen künstlerischer Darbietung, wie es typisch für einen Verschriftlichungsprozeß ist. Aus volkscundlicher Warte sind solche Gattungen von Interesse, die mehr den Massengeschmack treffen als die künstlerischen Erwartungen der gebildeten Stände.

Die Frage nach lokalen, regionalen, gar europäischen Bezügen, in denen sich das Projekt bewegt, wird durch den Gegenstand selbst beantwortet. Die mobilen Künste der Frühen Neuzeit, wie sie im deutschsprachigen Raum zur Aufführung kamen und durch breites Archivmaterial faßbar werden, sind immer auch eine Folge des Kulturkontaktes, wenn etwa italienische Spielvorlagen über den Alpenkamm mit Wanderschauspielern bis in die Niederlande nach Nordwesten vordrangen, oder aber das berühmte Puppenspiel vom Dr. Faust durch englische Wanderbühnen auch in Mitteleuropa bekannt wurde. Dieses Puppenspiel wurde im übrigen 1949 von Oehmichens Marionettentheater, besser bekannt als Augsburger Puppenkiste, in einer ganz bezaubernden Version erstmals nach dem Krieg aufgeführt und gehört heute immer noch zum festen Programm.

Das Fach Volkskunde hat im vergangenen Jahr die wissenschaftliche Patenschaft für die Augsburger Puppenkiste und das neue Museum „Die Kiste“ übernommen. Von den Forschungen von Frau Dr. Schwegler und Frau Kassler mit ihrem Team profitiert das Museum ganz direkt, von den Künsten der Puppenkisten-Familie profitieren wir alle, indem wir lernen, wie man den Spannungsbogen zwischen Kunst, Öffentlichkeit, Wirkung und Ausstrahlung über viele Jahrzehnte hinweg zu halten vermag.

Das Projekt „Mobile Künste“ soll im Jahr 2004 abgeschlossen sein.

**Stadtarchiv und Institut für Europäische Kulturgeschichte
in Augsburg – *une bonne alliance culturelle*¹**

Von Wolfgang Wüst, Erlangen

In der Stadtgeschichtsforschung zeichnet sich seit einigen Jahren – vielleicht noch stärker als in anderen historischen Interessensfeldern – ein Paradigmenwechsel ab. Kulturgeschichtliche Forschungen bestimmen nicht nur die Inhalte in den Universitätsinstituten, sondern auch den Benützungsaltag in Stadtarchiven. Die Generation der ‚Turnschuhhistoriker‘ – so der Sprachjargon und damit verbundene Assoziationen zu einer bis in die 1960/70er Jahre vornehmlich US-amerikanisch geprägten Sozialforschung durch reformresistente deutsche Hochschulen – scheint auf dem Rückzug zu sein. Statt dessen wird in den Benützungsgesuchen eine bisher unbekannte Themenfülle kulturgeschichtlicher Ausrichtung niedergeschrieben, die selbst hartgesottenen und berufserfahrenen Archivaren bei der Frage nach *den* einschlägigen Beständen Probleme aufgibt. Die Erfahrungen im Stadtarchiv Augsburg², das wegen seiner großen seriellen Aktenbestände vor 1800 zu den bedeutendsten Kommunalarchiven in Deutschland zu rechnen ist, sollen dabei *pars pro toto* für die Benutzerfragen seitens des Instituts für Europäische Kulturgeschichte exemplifiziert werden. Die Tatsache, daß sich auch andere Bildungsinstitutionen wie Volkshochschulen, Historische Vereine, Stadtakademien, private Bildungsinstitute, Berufsorganisationen oder Ausstellungsmacher mit Kulturgeschichte beschäftigen, zeigt nur wie groß der Umbruch ist und wie notwendig ein paradigmatischer Ansatz erscheint.

Das Institut für Europäische Kulturgeschichte (IEK) ist eine zentrale wissenschaftliche Einrichtung der Universität Augsburg; inhaltlich ist es von anderen bundesrepublikanischen Zentralinstituten abgegrenzt. Seine Auf-

¹ Der Beitrag ist eine Zusammenfassung des Referats des damaligen Stadtarchivdirektors auf dem 70. Deutschen Archivtag in Weimar am 22. 9. 1999: Stadtarchive unter Kulturschock? Die Kooperation zwischen Stadtarchiv und Kulturinstitutionen in Augsburg. Folgen – Fragen – Forderungen. In: Der Archivar. Beiband 5. Siegburg 2001. S. 179-188.

² Zur Geschichte des Stadtarchivs immer noch: Heinz Friedrich Deininger: Die Neueinrichtung des Stadtarchivs. Zugleich eine kurze Geschichte seiner Unterbringung. In: AZ. 61. 1965. S. 128-141; ders.: Das Stadtarchiv Augsburg als familiengeschichtliche Quelle. In: ZHVS. 51. 1934. S. 195-210; Wolfram Baer: Das Stadtarchiv Augsburg. In: Der Archivar. 46. 1993. S. 402-405. Aktuelle Daten: Handbuch der Bayerischen Archive. München 2001. S. 51-54. Zum Verband bayerischer Kommunalarchive: Kommunale Archive in Bayern. Hg. von Ulrich Wagner u.a. Würzburg 1993.

gabe ist primär die Förderung von interdisziplinären Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte auf der Grundlage der historischen Quellenbestände in den Bibliotheken und Archiven in Augsburg und Schwaben. Zudem besteht dort ein Graduiertenkolleg. Dieses Kolleg mit dem Arbeitsauftrag „Wissensfelder der Neuzeit, Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ ist der multidisziplinären Erforschung derjenigen Formen der Wissensproduktion, -verbreitung und -speicherung gewidmet, welche die Entstehung und den Aufbau der neuzeitlichen Informationskultur Europas bedingten. Die wissens-, medien- und kommunikationshistorische Rahmenperspektive ordnet sich besonders relevanten Erkenntnisinteressen der gesamten kulturwissenschaftlichen Forschung unserer Gegenwart zu als „Informationsgesellschaft“ sowie „Kommunikations- und Medienzeitalter“. Es bleibt schließlich die Frage, worin nun die spezifischen (Archiv-) Standortvorteile für das Institut liegen.

Die Programmatik stützt sich auf ein „Wolfenbüttel im Süden“ – so die etwas euphemistische Umschreibung Augsburgs als wichtiger Archiv- und Bibliotheksstandort – denn (1.) war die verkehrsmäßig zentral gelegene Reichsstadt Augsburg während der gesamten Frühen Neuzeit bedeutende Produktions- und Institutionsstätte insbesondere für am Gebrauchszweck orientierte Texte; (2.) stellte sie eine hochrangige Administrationszentrale für das Reich und die eigenen reichsstädtischen Bedürfnisse sowie ein entsprechendes ökonomisches Zentrum dar, weshalb schon früh umfangliche Sammlungen von Handschriften, Drucken und Aktenmaterial entstanden, die (3.) direkte Einsicht in die Entstehung, den Gebrauch und die Wirkung entsprechender Medien, Formen, Verfahren und Anwendungen bieten. Aus diesen Voraussetzungen ließ sich das Untersuchungsprogramm ableiten: Gefragt wird nicht primär nach Informations- und Wissensinhalten oder einzelnen Trägern von Informationen (Einzeltexte), sondern nach medialen Bündelungen insbesondere der Schrift- und Druckkultur, denen für den Aufbau der europäischen Kultur besondere Bedeutung zukommt. Diese seriellen Formen jeder Art, Bestandsgruppen in Archiven und Bibliotheken, Quellengenera und literarische Gattungen, Genres, Nutzungsgruppen, typographische Gruppen usw. werden systematisch befragt nach ihrer typischen Wahrnehmungsleistung, Präsentationsform, paratextlichen und textlichen Organisation, Überlieferungsleistung, Innovationsleistung und Pragmatik. Ziel ist, auf diese Weise, ausgehend von unterschiedlichen Quellschwerpunkten und thematischen Feldern sowie einer komparativen Analyse der Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen der Informations- und Wissenskultur Europas zu einer näheren Bestimmung von deren histori-

scher Relevanz fortschreiten zu können. Eine Reihe archivorientierter Vorträge, Werkstattgespräche und Promotionsvorhaben befaßt sich demzufolge (1.) mit am Gebrauchswert orientierten Quellen- und Textsorten, wie z.B. Reiseberichten, Wörterbüchern oder druckgraphischen Blättern, (2.) mit Texten, die die Verarbeitung herrschaftlichen Geschäftswissens widerspiegeln, wie Privilegien und Kleiderordnungen, sowie (3.) mit historischen, alltagsweltlich-gesellschaftliches Wissen vermittelnden Quellen wie z.B. Stadtchroniken und Flugschriften.

Trotz dieser durchaus konzeptionell durchdachten und auch inhaltlich limitierten Themenschwerpunkte sprechen die Benützungsschwerpunkte aus dem Kreis der Stipendiaten eine andere, vielseitigere Sprache. Die Themen lassen sich im einzelnen in den Mitteilungsheften des IEK studieren; weitgehend decken Sie sich mit authentischen Einträgen in den Benützergesuchen. Für den Beitrag wurden sie von 1992 bis 1998 ausgewertet: von *The Boundaries of Honor – “Dishonorable People” in Augsburg 1550-1800* (Kathleen Elizabeth Stuart, New Haven, Förderungszeitraum: Juni 1992 – Juli 1992) bis *Das frühneuzeitliche Türkenbild* (Matthieu Lepetit, Fontenay-le-Fleury, Förderungszeitraum: Juli – August 1998). Diese Projekte waren durchaus keine archivischen ‚Eintagsfliegen‘, sondern beschäftigten den Aushebe- und Verzeichnungsdienst je nach dem bewilligten Förderungsschwerpunkt immerhin zwischen drei und vierundzwanzig Monaten. Aufschlußreich ist auch die nationale Verteilung der genannten Themen, die vor allem für die Stadtarchive zutreffen, in denen sich auch für die Zeit vor 1800 methodisch mit der *dichten Beschreibung* arbeiten läßt. Ein Drittel der Archivbenützer stammte aus dem angelsächsischen Raum, mit deutlicher US-amerikanischer Schwerpunktsetzung. Ein weiteres Viertel waren Arbeiten, die von französischen Universitäten betreut wurden. Kulturgeschichte zeigte sich hier im Stadtarchiv noch ganz als eine von der englischen und französischsprachigen Forschung dominierte Disziplin, die aber zunehmend stärker in Deutschland rezipiert wird. Die international orientierte Benutzerfrequenz des letzten Jahrzehnts im Augsburger Stadtarchiv – speziell in den Sommermonaten Mai, Juni, Juli und August zwischen dem universitären *summer* und *winter term* in den Staaten steigt die Quote amerikanischer Forscher auf ca. 75 % aller Benutzer – sorgt so zweifelsohne für Innovation. Diese eigentümliche Entwicklungsgeschichte führte dazu, daß sich erst jüngst – nicht zufällig in Zusammenhang mit dem lange ausgebliebenen wissenschaftlichen Generationswechsel – auch in der deutschen Geschichtswissenschaft eine größere Vielfalt historischer Ansätze nebeneinander entwickeln konnte – eine Vielfalt, wie sie in anderen europä-

ischen Ländern oder in den Vereinigten Staaten schon längst der Normalfall ist. Die negative Begleiterscheinung dieses plötzlichen Pluralisierungsschubs dürfte wohl darin bestehen, daß die neue Unübersichtlichkeit manchmal eher als frustrierend denn als bereichernd empfunden wird: wird sie doch im deutschen Diskussionskontext noch dadurch intensiviert, daß derzeit gleichzeitig mit den sozusagen bereits klassischen neueren Bindestrichgeschichten wie Alltags- oder Mentalitätsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte (hier wären auch z.B. die Stadt- und Urbanisierungsgeschichte oder Regionalgeschichte zu nennen) die kritische Reaktion auf deren Positionen – Stichworte sind hier die Postmoderne und der *linguistic turn* – auf breiter Front über die Universitäten auch in den Archiven Einzug halten. Dagegen traten sozial- und wirtschaftshistorische Themen stärker in den Hintergrund. Gleichwohl bilden auch sie noch eine weitere Orientierung für die Beständebenützung. Sie spiegelt sich auch noch in den Forschungen des Kulturinstituts wider. Beispiele hierfür wären: *Sozialhistorische Aspekte der Syphilistherapie in der Frühen Neuzeit* (Claudia Stein, Stuttgart, Förderungszeitraum: Mai 1995 – April 1996), *Die Rolle der Augsburger Krämerzunft im Werdegang der Konsumgesellschaft* (Stewart Raymon Slafter, Chicago, Förderungszeitraum: September 1996 – März 1997), „*Das reiche Augsburg?*“ *Studien zum Haushalt der freien Reichsstadt Augsburg im 16. Jahrhundert* (Hans Georg Kopp, Augsburg, Förderungszeitraum: Juni 1992 – November 1992). Manche Themensteller verknüpften gekonnt beide Disziplinen wie etwa beim literaturhistorischen Thema: *Die Rolle des Geldes im bürgerlichen Trauerspiel* (Margrit Fiederer, Augsburg, Förderungszeitraum: Juni 1995 – November 1995). Außerdem war zu befürchten, daß Grundlagenforschung und Quelleneditionen, in Zeiten positivistischer Aufbruchstimmung beliebte Dissertations- oder gar Habilitationsthemen, unter elaborierter Fragestellung kaum noch geleistet würden. Vom Kulturinstitut wurden aber, entgegen den Erwartungen des Stadtarchivs, im Zeitraum von 1993 bis 1998 zahlreiche interdisziplinäre Projekte finanziell gefördert. Ihre Bearbeiter waren demzufolge nicht nur Historiker, sondern auch Altphilologen und Germanisten. Beispiele und Belege sind in der ausführlicheren Druckversion (siehe Anm. 1) nachzulesen.

Stellen wir nun zweitens die Frage nach den Konsequenzen/Folgen intensiver kulturhistorischer Benützung und Auskunftstätigkeit für ein Stadtarchiv, so ist in erster Linie die Archivstruktur, die Beständeordnung und die Frage nach quantitativen und qualitativen Bewertungen interessant. Aufschluß über die Verteilung der eingesehenen Quellen gibt jetzt die Lese-

saalstatistik, die die veränderten Benutzungsschwerpunkte erkennen läßt. Im Zeitraum Januar/Februar 1999 wurden folgende Bestände mehr als fünfmal bearbeitet:

1. Die sogenannten *Dokumente-Mappen* mit Zeitungsausschnitten zu vielen Einzelthemen, die seit den 1930er Jahren in der zeithistorischen Abteilung des Archivs angelegt wurden. 2. Das *Evangelische* und *Katholische Wesensarchiv* als Selektbestände zu konfessions- und kirchenbezogenen Fragestellungen. 3. *Strafamtakten* und Gerichtsprotokolle (*Urgichten*) die mit einem Index zu Personen (Kläger und Beklagte) und den Delikten ausgestattet sind. 4. Die *Literaliensammlung*, die in Augsburg hauptsächlich die Korrespondenz des Rats im 16. Jahrhundert umfaßt. Für kulturhistorische Fragestellungen erweist sich insbesondere ein handschriftliches gebundenes Regestenwerk mit Indizes nach Sachen und Personen als hilfreich. Ergänzend traten schließlich 6. die Serie der *Stadtratsprotokolle* inkl. der *Geheimen Protokolle* für auswärtige Angelegenheiten, die städtischen *Ordnungen* und die zahlreichen *Personenselekte* hinzu. Auch historische Schriftgutbewertung inhaltlicher Ausrichtung waren mit dem *Censuramt* und dem Periodikum der *Augsburger Intelligenzblätter* ausreichend vertreten. Schließlich ging man vermehrt den Bestand der reichsstädtischen Zunftüberlieferung (*Handwerkerakten*) mit modischer Fragestellung (z.B. *gender history*: Fragen nach dem Frauenbild in alten Handwerksbetrieben), die mit den vorhandenen Findmitteln nur schwer zu bewältigen waren. Weniger stark frequentiert wurden klassische serielle Akten wie die *Bauakten*, die *Baumeisterbücher* – dabei handelt es sich um Stadtrechnungen unter der Federführung der reichsstädtischen Baumeister – die reichsstädtischen *Steuerbücher*, die bisher zu den Klassikern im Archiv zählten, oder die *Hochzeitsamtsprotokolle*, die als Ergänzung zur kirchlichen Matrikelführung vom Rat zwingend vorgeschrieben waren. Der Bedarf nach selektiven Themenbeständen (Sach- und Personenpertinenz), deren Überlieferung mitunter von hoher symbolischer Aussagekraft sein kann, zeichnete sich trotz der rigorosen Einführung provenienzbereinigter Ämterfonds im Stadtarchiv bereits vor der Gründung des IEK ab.³ Die Liste der

³ Ein prominenter Benützer der Bestände – heute Ordinarius in Zürich – stützte seine kulturanthropologischen Studien zum 16. und 17. Jahrhundert in den Jahren 1981 bis 1991 zu einem großen Teil auf die aussagekräftigen älteren und neueren Selekte. Darunter befanden sich in alphabetischer Reihenfolge die *Acta Politica et Ecclesiastica*, *Akten betreffs den Übergang der Reichsstadt Augsburg an Bayern, Anschläge und Dekrete, Augsburg und Kaiser, Autographensammlung, Chroniken, Consensgesuche um Aufenthalt, Commercica, städtische Dekrete, der Personenselekt zu Elias Holl incl. umfangreicher Drucksachen, der Teilbestand Erfindungen, Evangelisches Wesensar-*

benutzten Quelleneinheiten und Pertinenz-Betreffe richtete sich nicht primär nach Ämterprovenienzen, die sich im Stadtarchiv durchaus zahlreich mit Fonds wie dem *Bauamt*, dem *Censuramt*, dem *Collegium Medicum*, *Einnehmeramt*, dem *Proviantamt*- oder dem *Almosenamt*, um nur wenige Registraturbildner zu nennen, niederschlugen. Die Archivbenützer folgten statt dessen einer Fragestellung, die einen Kulturbegriff zugrunde legt, der sich in Anlehnung an die verstehende Ethnologie entwickelte, die für viele kulturhistorischen Ansätze inzwischen zur wichtigen Nachbardisziplin geworden ist. Ergebnisse zeigen sich in der *dichten* Beschreibung. Der Begriff der Kultur ist gewissermaßen das Pendant zum Begriff der Gesellschaft, wie er in der bisherigen Sozial- und Gesellschaftsgeschichte verwendet wurde: Er identifiziert sozialhistorische Großgruppen, die durch ein so hohes Maß an internen Wechselwirkungen gekennzeichnet sind, daß sie als Einheit sichtbar werden. Im Gegensatz jedoch zum Gesellschaftsbegriff tendiert der Kulturbegriff nicht dazu, sich letztlich mit den modernen Nationalstaatsgrenzen zu decken und schon gar nicht mit reichsstädtischen Ämter- und Kompetenzwirkungen. Ebenfalls konträr zur sozialhistorischen Vorstellung von Gesellschaft impliziert der Kulturbegriff nicht, seinen Gegenstand weitestgehend unabhängig von den Wahrnehmung und Deutungsweisen der historischen Menschen beschreiben oder erklären zu können.

Mögliche Forderungen, um abschließend den dritten Gliederungspunkt meiner Überlegungen anzusprechen, sind schwer zu umreißen. Das Augsburger Archiv sah sich seit der Intensivierung und Systematisierung geförderter kulturhistorischer Fragestellungen mit einem Anstieg der überregionalen Benützerfrequenz konfrontiert, der in Spitzenzeiten ca. 25 % zusätzliche Studierende in den (nicht allzu großen) Lesesaal brachte. Dies mußte Konsequenzen für die Beratung und die archivinterne Logistik (Haushaltsmittel, Kopierdienst, Aushebedienst) haben, mit der wir uns aber hier nicht näher befassen wollen. Für die Beständeordnung zeigten sich aber überraschende Ergebnisse, die durchaus – wieder in direkter Parallele zur Kulturgeschichte, die sich vielfach auch auf ihre Ursprünge im 19. Jahrhundert mit dem Zitatenschatz des Basler Gelehrten Jacob Burkhardt (1818-1897) beruft – Quellenselekte aus älterer Zeit aktualisierte. So fanden gerade Per-

chiv, die Gottesäcker, Handelsakten, Handwerkerakten, Judenakten, Kalenderstreitakten, Katholisches Wesensarchiv, Kleiderordnungen, Musterungsbücher, Ordnungen und Statuten, Pilgerhaus, Polizeiordnungen, Postakten, Ratserslässe, Ratsprivatakten, Regionalakten, Religionsakten, Schätze, Schuldbücher, Stadtbedienstete, Weber oder die aus den Zunftakten gesonderten Betreffe für Weinwirte.

tinenzbestände aus dem 19. Jahrhundert, wie beispielsweise die sog. *Schätze* oder die *Chroniken*, kurz bevor sie einer eingehenden Provenienzanalyse unterzogen werden sollten, eine ungeahnte Renaissance durch die Benutzer. Dies führte zum Teil auch zur Rückgängigmachung von provenienzkonformen Umstellungen im Magazin. Jüngst verzeichnete Bestände – sie zeichnen sich zwar bisweilen durch ausgefeilte quantitative Analysen aus, sind aber qualitativ mit ämterbezogenen Funktionsabhängigkeiten (die Verwaltungshierarchie gipfelt im 18. Jahrhundert) relativ abstrakt geblieben – sollten von primären zu sekundären Hilfsmitteln degradiert werden. Die Innovation der neuen Fragestellung im Lesesaal barg so die Gefahr einer Stagnation moderner Verzeichnistätigkeit in sich. Die gefährliche Formel lautete also: forschungsorientierte Innovation kann zu archivischer Stagnation führen. Diese Formel wurde begleitet durch die genannte Mehrbelastung des Archivpersonals nach der Institutsgründung. Der Archivträger kürzte im gleichen Zeitraum 1993-1999 das Haushaltsbudget um jährlich ca. 5%. Dies führte zum Verlust bzw. zur Nichtwiederbesetzung von zwei Planstellen.

Tauschen wir nochmals die Betrachtungsebene mit der des Instituts und dem Phönix Kulturgeschichte. Was hatte sich verändert? Auffällig und charakteristisch war zunächst die – bisherige – fast ausschließliche Konzentration der historischen Sozialwissenschaft auf den Prozeß der Formierung und Entwicklung der modernen Industriegesellschaft. Für die Analyse der frühneuzeitlichen und mittelalterlichen Geschichte, geschweige der Geschichte anderer als westlicher Kulturen, erwiesen sich ihre Methoden und Erklärungsmodelle aber als ergänzungsbedürftig. Ihre Analyse der Industriegesellschaft unter dem Aspekt der Modernisierung erscheint zu abstrakt, zu linear, zu wenig in der Lage, die lebensweltlichen – d.h. die von Menschen erfahrenen – Wirklichkeiten des gesellschaftlichen Prozesses mit ihren inneren Widersprüchen, ihren sektoralen Ungleichzeitigkeiten und Destruktionen zu erfassen. Gerade auf sie aber richtet sich heute zunehmend das historische Erkenntnisinteresse, das in neuen, oft schnell wechselnden Forschungsrichtungen und -programmen Ausdruck findet: in der Alltags-, Erfahrungs- und Mentalitätsgeschichte, der Mikro-Historie, der Historischen Anthropologie, kurzum in der *neuen Kulturgeschichte*. Sie darf – dies ist meine These – nicht zu einer Stagnation neuer Verzeichnungsmethoden in den betroffenen Archiven führen. Die analytische Bestandsordnung nach abstrakten Registraturbildnern ist nach wie vor der Königsweg der Beständeordnung insgesamt. Sie darf aber begleitet sein durch die vielen, älteren und neueren, in der Sache sicher immer wieder unvollständigen Per-

sonen-, Glaubens-, Handels- und Handlungssekte, die aber alle offenbar den kulturhistorischen Forscherblick durchaus reizen. Insgesamt führten also die elaborierten Benutzerwünsche des Instituts zu keinem Trauma im Archiv. Einige wurden aber auch nicht weiter tangiert. So blieb z.B. die Schar der Genealogen ihren hergebrachten Fragestellungen in Registern und Meldedateien weiterhin unbeirrt verpflichtet. Für andere trat ein ‚Kulturschock‘ nicht ein, weil Generationen von Stadtarchivaren selektiv vorgearbeitet hatten und weil zwei Archivare des höheren Dienstes als Mitglieder im Institut die Wogen immer wieder glätteten. Seitdem ist das Archiv, obwohl seit dem Zweiten Weltkrieg eine Dienststelle im städtischen Kulturreferat, erst ein wirkliches *Kulturarchiv*.

Barbara Beßlich: Wege in den „Kulturkrieg“. Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000, 416 S., € 39,90

Die Freiburger Dissertation von Barbara Beßlich aus dem Jahr 1999 fragt nach den Zusammenhängen zwischen der seit dem 19. Jahrhundert zumal in Deutschland verdichteten Zivilisationskritik und dem 1914 parallel zum Weltkrieg begonnenen Kulturkrieg. Dieser wird als die publizistische Auseinandersetzung definiert, die nicht an der Front, sondern von Teilen des Bildungsbürgertums bzw. der Intellektuellen von zu Hause aus geführt wurde. Methodisch versucht die Autorin einen transdisziplinären Ansatz zwischen „literaturwissenschaftlicher Textanalyse und kulturhistorischer Einordnung in werkgenetischer Absicht“ zu verwirklichen. Ziel ist, den kulturgeschichtlichen Kontext der Zivilisationskritik als integrierte „Literatur- und Kulturgeschichte“ im deutschen Kaiserreich zu erhellen. Die Untersuchung konzentriert sich dabei exemplarisch auf vier Vertreter zivilisationskritischer Konzepte aus Wissenschaft und Literatur, die auch als Protagonisten innerhalb des Kulturkriegs auftraten, nämlich um den Philosophieprofessor Rudolf Eucken, die Schriftsteller Thomas Mann und Herrmann Bahr sowie den Nationalökonom Johann Plenge. Diese Personen stehen jeweils exemplarisch für ihre Profession, aber auch beispielhaft für ihre zivilisationskritische Haltung, deren Ursachen und Ausformungen jeweils akribisch in Entwicklung und Veränderung untersucht werden: Die Zivilisationskritik Rudolf Euckens „erwuchs aus einer Protesthaltung gegenüber einer rationalisierten und bürokratisierten Gegenwart und einer verwissenschaftlichten Philosophie.“ Bei Thomas Mann zeigte sich dagegen ein Verharren und eine Rückwendung in die moralische und geistige Welt des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Herrmann Bahrs Kritik speiste sich eher aus „Vernunftskepsis“ und „Antiindividualismus“, die zu antiliberalen und antikapitalistischen Reflexen aus einem zunehmenden Katholizismus heraus führten. Plenge reagierte zwar ebenfalls antiindividualistisch und antiliberal, zielte aber eher auf eine starke Staatsmacht sowie auf Modernisierung.

Als Gesamtergebnis kann Beßlich formulieren, daß viele Phänomene, die bislang innerhalb der Kulturkriegsdebatte als Teil des allgemeinen Kriegsnationalismus gesehen wurden, sich schlüssiger als Zivilisationskritik klären lassen, die sich des Nationalismus als Vehikel bedient.

Der Autorin gelingt es überzeugend, ihre Fragestellung zu beantworten. Eindrucksvoll ist besonders die Akribie und der Detailreichtum, den sie bei der Untersuchung ihrer vier Protagonisten an den Tag legt. Die gesuchte Verbindung zwischen den beispielhaft beschriebenen geistigen Entwicklungen und einer Gesamtperspektive der Zivilisationskritik während des Kaiserreichs wird plausibel hergestellt. Gleichsam als Nebenprodukt ergibt sich eine vertiefende biographische Perspektive auf die vier vorgestellten Persönlichkeiten der Kaiserzeit.

Claudia Buhles

Sven Externbrink; Jörg Ulbert (Hg.): Formen internationaler Beziehungen in der Frühen Neuzeit. Frankreich und das Alte Reich im europäischen Staatensystem. Festschrift für Klaus Malettke zum 65. Geburtstag. (= Historische Forschungen Bd. 71), Berlin: Duncker & Humblot 2001, 550 S., € 62,-

Personalfestschriften dienen nicht nur dem wissenschaftlichen Erkenntniszweck, sondern sollen auch den Ansatz und die Leistung eines Wissenschaftlers bzw. seiner mehr oder weniger geschlossenen „Schule“ repräsentieren. Dieser Doppelcharakter legt auch eine entsprechend zweigeteilte Besprechung nahe.

Die Würdigung des mittlerweile emeritierten Marburger Ordinarius für Geschichte der Frühen Neuzeit (HENNING KÖHLER) enthält einige teilweise ungewöhnliche, für die Fachkultur der Geschichtswissenschaft (und deren Erforschung) aufschlußreiche Passagen. Während seines Studiums an der Sorbonne habe der Jubilar „Freunde unter den französischen Studenten [gesucht] statt dem typischen Drang deutscher Studenten zu folgen und in der homogenen, in diesem Fall also deutschen Gruppe Schutz und Geborgenheit zu suchen“ (13). Ohne den französischen Lehrer und Mentor Pierre Renouvin wäre ein Zugang zum Archiv des Quai d’Orsay und den Archives Nationales nicht möglich gewesen (14). Einem namentlich genannten Berliner Ordinarius, der die Dissertation des Geehrten rezensierte, wird zweimal explizit „überzogene Kritik“ bescheinigt (15,16). Der Inhaber des Marburger Lehrstuhls, bei dem der Jubilar Assistent wurde, habe „keine Ordinarienallüren“ gehabt (16). Die Nichtbeachtung seiner Habilitationsschrift zur Opposition gegen Ludwig XIV. durch die *Revue historique* wird

„aus einer Haltung heraus“ erklärt, „die in souveräner Beschränkung nur das ihr wesentlich Erscheinende zur Kenntnis nehmen wollte“ (18). „In der Beschaffung von Drittmitteln zeigte“ der Jubilar „überhaupt erstaunliche Erfolge, die aber nur dadurch möglich waren, daß er die zu fördernden Projekte auch erfolgreich abschloß, was ja nicht immer der Fall ist“ (19). „Hier ist zugleich der relativ selten gewordene Fall zu verzeichnen, daß ein etablierter Professor noch einmal ins Archiv zurückkehrt“ (20). Hier sind interessante Ausprägungen der zentralen Aspekte Individualität, Ressourcenzugang, Rollenverhalten, Kommunikation und Quellenbezug des Geschichtswissenschaftlers angesprochen.

Nach einer Art inhaltlichen Einführung in die historische Erforschung der Internationalen Beziehungen (PETER KRÜGER), die auch thematisch-methodisch allgemein Interessierendes bringt, hinsichtlich ihres Adjektivs („international“) allerdings vielleicht noch stärker hätte historisieren können, folgen in einem ersten Teil drei Beiträge zu „Internationale Beziehungen als Thema der Geschichte der Frühen Neuzeit“. HEINZ DUCHHARDT stellt knapp den frühesten Universitätstraktat dazu in deutscher Sprache vor, Christian Gottfried Hoffmanns *Entwurf einer Einleitung zu dem Erkänntniß des gegenwärtigen Zustandes von Europa* von 1720. JEAN MEYER macht ausgehend u.a. von Thukydides auf maritime Determinanten europäischer Beziehungen aufmerksam, LUCIEN BÉLY skizziert päpstliche Auszeichnungen für europäische Fürsten als Indikatoren entsprechender Wahrnehmungen und Einschätzungen. Der zweite Aufsatzblock „Frankreich und das Alte Reich: Internationale Beziehungen als geistige Auseinandersetzungen“ nimmt diese beiden kulturhistorisch entscheidenden Dimensionen explizit auf. Drei Beiträge (HORST MÖLLER, PETER SCHRÖDER, MARTIN PETERS) betrachten jeweilige Rezeptionsvorgänge (Montesquieu, A.L. Schlözer, das Naturrecht in der *Encyclopédie*). Vier weitere gehen an unterschiedlicher Stelle der Bedeutung der Geschichte für die Rezeption, zur Legitimierung von Ansprüchen und zur politischen Belehrung nach (WOLFGANG H. STEIN zu den Konzeptionen *Rubicon de l'Allemagne* und *anciennes limites des Gaules*, JÜRGEN VOSS zur ersten französischen Darstellung der deutschen Geschichte (De Prades 1677), CHANTAL GRELL zu Fleury's *L'Abrégé de l'histoire de France* 1717/18, BERNARD VOGLER zur Straßburger Universität 1681-1789). Der dritte Block bezieht sich auf „Zugehörigkeit als Kategorie europäischer Ordnung: Individuelle Erfahrung internationaler Verflechtung“. Er vereinigt – in diesem Fall ohne weitere Untergliederung – acht biographisch orientierte Studien: KNUT SCHULZ zu deutschen Juristen in Avignon im 14. Jahrhundert, DENIS CROUZET zum Werk *La vision du*

connétable de Bourbon der Fürstin Renée de Lorraine, JACQUES PERRONNET zu Elisabeth von Spanien, DANIEL TOLLET zum Lipsius-Gegner Iotr Skarga S.J., S. EXTERNBRINK zu Giustiniano Priandis *Memo-randum* von 1644, EVA BENDER zur Parisreise Wilhelms VI. von Hessen-Kassel 1647, GEORGES LIVET zum Straßburger Vertreter beim Friedenskongreß 1648, MARC OTTO und J. ULBERT zur Informationstätigkeit Heinrich Rüdiger von Ilgens für Frankreich. Im vierten Block kreisen die Beiträge um Aspekte der Beziehungen Frankreichs zu den Reichsständen und zum Reich. WILHELM ERNST WINTERHAGER stellt neue Dokumente zur Kaiserwahl 1519 vor (mit Abdrucken), die ihn zu deutlich neuen Interpretationen veranlassen. MACIEJ SERWÁNSKI leuchtet in einem ebenfalls besonders innovativen Beitrag die französisch-deutschen Beziehungen zur Zeit der Wahl Heinrichs von Valois aus. JEAN BÉRENGER befaßt sich mit den brandenburgisch-französischen Beziehungen um 1690. MEIKE HOLLENBECK skizziert die Kategorien, die mindermächtige Reichsstände ihrem außenpolitischen Handeln zugrundelegten, am Beispiel der Braunschweiger Frankreichpolitik nach 1648. ANTON SCHINDLING nimmt die Rheinlande in ihrem Verhältnis zu Frankreich im 18. Jahrhundert in den Blick. Im fünften Block geht es um „Europäische Ordnungs- und Machtstrukturen im Wandel“. Die Sektion wird eröffnet durch eine sehr überzeugende Studie AXEL GOTTHARDS zum epochemachenden Charakter des Ulmer Vertrags 1620. Ihr folgen eine eher allgemeinere Betrachtung von AN-TJE VICTORINE HARTMANN zur Struktur und Effizienz der Diplomatie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, ein medien- und kommunikationsgeschichtlich besonders luzider Artikel von KONRAD REPGEN zur Popularisierung des Osnabrücker Friedensvertrags im evangelischen Kirchenlied, KIRSTEN HAUERS Erörterungen zum sog. Sekuritätsgutachten von Leibniz 1670, ILJA MIECK zu Frankreichs Haltung gegenüber der ersten Polnischen Teilung, KLAUS VETTER mit vergleichenden Studien zu niederländischen Aufstandsbewegungen Ende des 18. Jahrhunderts und HANS LEMBERG mit Bemerkungen zum Ende der französischen Herrschaft 1814 in Köln. Im Anhang findet sich wie üblich ein Schriftenverzeichnis des Jubilars sowie eine *Tabula Gratulatoria*, deren Auswertung weitere Aufschlüsse zur gegenwärtigen fachkulturellen Befindlichkeit der Geschichtswissenschaft ergeben könnte. An dieser Stelle hervorzuheben ist jedenfalls, daß Klaus Malettkes Werk und Wirkung einen höchst außergewöhnlichen Grad an Binationalität markieren. Während sich viele deutsche Historikerfestschriften nach wie vor nahezu als nationale Repräsentanz der jeweiligen Teil-fachelite oder Elite des Faches insgesamt lesen, ist diese nationale Be-

schränkung hier aufgehoben, zeichnen sich wahrhaft europäische Konturen der Geschichtswissenschaft ab.

Wolfgang E.J. Weber

Paul Hoser: Die Geschichte der Stadt Memmingen. Vom Neubeginn im Königreich Bayern bis 1945 (Herausgegeben im Auftrag der Stadt Memmingen von Hans-Wolfgang Bayer in Verbindung mit Uli Braun), Stuttgart: Theiss 2001, 922 S., € 39,90

Das vorliegende Werk ist eine Fortführung des 1997 erschienenen ersten Bandes zur Geschichte der Stadt Memmingen, der die Vergangenheit der Reichsstadt von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches aufgearbeitet hatte. Während es sich beim ersten Band um eine Aufsatzsammlung handelt, hat Hoser die Geschichte der Stadt Memmingen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs im Alleingang geschrieben und sich dabei einer mühevollen und äußerst umfangreichen Quellenarbeit unterzogen. Entstanden ist eine facettenreiche Kulturgeschichte einer der bedeutendsten Städte Süddeutschlands.

Unter systematischen Gesichtspunkten ist das Werk in drei Teile gegliedert. Der erste Teil ist der politischen Entwicklung Memmingens von der Mediatisierung über die Gemeindepolitik bis zur nationalsozialistischen Herrschaft und dem Ende des Zweiten Weltkriegs gewidmet. Kirche, Schulwesen, Verkehrsentwicklung und das Gesundheitswesen sind Teil des sich mit kulturellen Institutionen befassenden zweiten Abschnitts, während der dritte Teil die Wirtschafts- und Sozialgeschichte abhandelt.

Der erste Teil beginnt mit einer detaillierten Darstellung der Mediatisierung Memmingens, indem Hoser die Stadtverfassungen von 1803/04, 1808 und 1818 beleuchtet und ihre Einflüsse auf die Selbstverwaltung kritisch reflektiert. Denn infolge der Übernahme durch Bayern gingen der Stadt neben den finanziellen Einbußen durch die Abtretung verschiedener öffentlicher Gebäude an den Staat bedeutende politische Hoheitsrechte verloren wie z.B. die Gerichtsbarkeit.

Die Zeit der Napoleonischen Kriege bis zur Reichsgründung war für Memmingen mit keinen wesentlichen politischen Veränderungen insofern verknüpft, als Memmingen nur wenig Interesse für Politik überhaupt zeigte.

Dies führt der Autor auf die „unangefochtene Monokultur eines obrigkeitsergebenen orthodoxen Luthertums“ (S. 66) zurück, das Tendenzen in eine liberalere Richtung verhinderte. Noch die Januarstreiks 1918 tangierten die Memminger nicht, und erst mit der sich nach dem Ersten Weltkrieg verschlechternden Ernährungslage schlug auch die Bevölkerung radikalere Töne an.

Der Zeit des Nationalsozialismus widmet sich der Autor in sehr ausgewogener Weise. So beschreibt er die Infiltration der Stadtverwaltung durch die Nationalsozialisten wie auch die Judenverfolgung in Memmingen, weist in mehreren Kapiteln aber auch auf den Widerstand aus der Bevölkerung sowie auf die Kritik aus kirchlichen Kreisen bzw. christlichen Gemeinschaften an der nationalsozialistischen Regierung hin. Der Verfasser bleibt jedoch nicht nur bei Außenbeschreibungen stehen. Vielmehr versteht er es, die Stimmung der Memminger Bevölkerung in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft und während des Zweiten Weltkriegs plastisch darzustellen. Damit entwickelt sich ein sehr differenziertes und keinesfalls tendenziöses Bild sowohl von den Bewohnern als auch von den Amtsträgern und ihren Verflechtungen mit dem Nationalsozialismus. Mit dem Einzug der Amerikaner am 26.4.1945 endet dieser erste Teil, der insgesamt einen umfassenden Überblick über Memmingens politische Entwicklung gibt.

Die Bedeutung von evangelisch-lutherischer und katholischer Kirche in Memmingen leitet den zweiten Teil ein. Wie im politischen Teil beginnt Hoser mit dem Einfluß der Mediatisierung auf die Kirchen und stellt anschließend die neuen Kirchenverfassungen sowie Veränderungen im Bereich des Kultes und der Lehre dar. Besonders berücksichtigt er dabei auch die Entwicklung des katholischen Glaubens in der ehemals evangelischen Reichsstadt, denn erst mit der Mediatisierung fielen sämtliche konfessionell bedingten Restriktionen wie beispielsweise die Bürgeraufnahmeverweigerung wegen des katholischen Bekenntnisses weg. Zu Spannungen zwischen evangelischen und katholischen Pfarrern bzw. in der Bevölkerung kam es wegen der vorherrschenden religiösen Toleranz kaum. Allerdings bestanden beide Konfessionen auf eigene Schulen, wie der Überblick über das Schulwesen Memmingens zeigt, und erst im Jahre 1938 wurde die erste gemischt-konfessionelle Schule gegründet.

Der Verfasser schildert anschließend sehr anschaulich den Wandel des Stadtbildes – vor allem infolge des Anschlusses an das Eisenbahnnetz –, die Verkehrsentwicklung und den Einzug ‚moderner‘ Kommunikationsmittel wie Post und Telefon. Mit einer Übersicht über die Energie- und Wasser-

versorgung, die Kanalisation und das Gesundheitswesen schließt der zweite Teil.

Das dritte Großkapitel beginnt mit der Armenfürsorge, die in ganz erheblicher Weise von der Mediatisierung betroffen war, weil den Städten die Verwaltung des Armenwesens entzogen wurde. Der bayerische Staat übertrug zwar nun den Wohltätigkeitsstiftungen die Armenfürsorge, unterstützte sie jedoch nicht finanziell, so daß sich die Stiftungen in erheblicher Weise verschuldeten. Gerade mit den Hungerjahren 1816/17 infolge von Mißernten wurde die Lage für die Armen außerordentlich prekär und nur durch Privatspenden wohlhabenderer Mitbürger konnte die Not gelindert werden. Hoser beschreibt die weitere Entwicklung der Armenfürsorge, die zunächst noch als ein „absolutes und unveräußerliches Recht der Armen“ (S. 546) betrachtet wurde, im Verlauf des 19. Jahrhunderts jedoch „zunehmend als lästig“ (S. 548) empfunden wurde. Wenn sich auch die institutionellen Rahmenbedingungen verändert hatten, war die Armenfürsorge noch bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs notwendig. Zur Sozialpolitik Memmings gehörten ferner auch das Armenhaus und die Beschäftigungsanstalt zur Unterbringung gänzlich Mittelloser sowie die Waisenversorgung, Kinderkrippen und -gärten, die Jugend- und Altenfürsorge.

Umfassend beschreibt der Autor den Arbeitsmarkt und die Arbeiterbewegung sowie die Entstehung von Gewerkschaften in Memmingen, um sich anschließend den Finanzen der Stadt zuzuwenden. Daß diese maßgeblich auch von der Wirtschaft Memmings beeinflusst wurden, muß nicht weiter erläutert werden, und logisch konsequent werden im Anschluß Industrie, Handwerk und Handel der ehemaligen Reichsstadt beleuchtet. Offensichtlich ist der Einfluß der Verkehrsanbindung auf die Wirtschaft, denn während noch Mitte des 19. Jahrhunderts keine Industrie in Memmingen angesiedelt war, hielten mit dem Eisenbahnanschluß im Jahre 1863 auch industrielle Betriebe ihren Einzug in Memmingen. Mit dem Ersten Weltkrieg erlitt die wirtschaftliche Entwicklung schwere Rückschläge, die durch Inflation und Weltwirtschaftskrise verstärkt wurden. Zwar konnten durch die Ansiedlung von Rüstungsbetrieben im Zweiten Weltkrieg Arbeitsplätze geschaffen werden, doch der Rohstoffmangel führte zu einem Niedergang von Handwerk und Industrie in Memmingen. Der Band schließt mit einer Übersicht über die demographische Entwicklung sowie Analysen der Sozialstruktur ab.

Insgesamt sind in dieser Darstellung die immer wieder vorgenommenen Vergleiche mit den Städten Augsburg, Kaufbeuren, Kempten und Lindau

begrüßenswert, um die Entwicklung Memmingens einschätzen zu können. Auch verhilft die große Anzahl an Tabellen zu einem leichteren Umgang mit dem immensen Zahlenmaterial, das wiederum auf die Forschungsleistung des Verfassers verweist. Schließlich ermöglicht das umfangreiche Register einen schnellen Zugriff auf Orte, Personen sowie Sachkomplexe. Es ist ein Werk entstanden, das auf beeindruckende Weise den Wandel einer Stadt vom 19. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges dokumentiert.

Anke Sczesny

Gerhard R. Kaiser; Siegfried Seifert (Hg.): Friedrich Justin Bertuch (1747-1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar, Tübingen: Niemeyer 2000, 719 S., € 143,-

Der Kulturunternehmer Friedrich Justin Bertuch steht im Mittelpunkt dieses Tagungsbandes. Zwar steht Bertuch auch heute noch im Schatten der Weimarer Klassiker, aber zu seiner Zeit war er mit diesen oftmals ökonomisch verbunden. Zu denken ist nur an die gemeinsame Herausgabe des „Teutschen Merkurs“ zusammen mit Wieland. Der genannte Sammelband versucht jetzt erstmals, Friedrich Justin Bertuch in seinen vielfältigen Aktivitäten zu präsentieren. Das beginnt mit der Einleitung und setzt sich in G. R. Kaisers Versuch eines Porträts fort. Bertuch und die Klassiker (Wieland, Goethe, Herder, Schiller aber auch Lenz) werden in Einzelbeiträgen behandelt, ebenso Bertuchs Rolle als Autor. Den größten Teil des Buches nehmen Einzelstudien zum Thema Literaturvermittlung und zu seiner Verlegerkarriere ein. Hier kommen die Schwerpunkte des Bertuchschen Verlagsprogramms, wie das „Bilderbuch für Kinder“, die „Bibliothek der Reisen“ aber auch die Journale „London und Paris“, „Allgemeine Geographische Ephemeriden“ sowie das „Journal des Luxus und der Moden“ zur Sprache. Jedoch wird letzterer Zeitschrift, mit der Bertuchs Name bis heute verbunden ist, weniger Raum als den anderen Zeitschriftenprojekten eingeräumt. Vielleicht nahm man an, daß man darüber bereits alles wisse. Interessante Aspekte finden sich in den Bereichen „Bertuch und die Gartenkunst“ bzw. „Bertuch und die Naturwissenschaften“, die das weite Spektrum seiner publizistischen und organisatorischen Tätigkeit deutlich machen. Erstaunlich blaß bleibt in diesem Sammelband – wie in vielen anderen Publikationen zu

Bertuch – der Unternehmer, insbesondere sein unternehmerisches Denken sowie die Grundlagen seiner ökonomischen Erfolge und Mißerfolge. Allein der Beitrag von Helga Schultz („Der Verleger Friedrich Justin Bertuch als Kaufmann und Literaturpolitiker“), hebt sich hier deutlich heraus. Frau Schultz kann nämlich am Beispiel der Gewinne aus den Journalen zeigen, wie erfolgreich Bertuch kalkulierte. Beim „Journal des Luxus und der Moden“ machten die Gewinne zwischen 46% und 74% der Kosten aus, was den beiden Gesellschaftern, Bertuch und Kraus, jährlich zwischen 700 und 1.000 Rtl. brachte. Trotz vielfältiger Konkurrenz blieb das Journal ein Renner, und auch die anderen Zeitschriften „London und Paris“ und das „Bilderbuch für Kinder“ zeigten sich auf dem Markt erfolgreich. Im Jahre 1807 zum Beispiel wurden von der Auflage von „London und Paris“ (1.325) 1.289 Exemplare abgesetzt und damit die zur Kostendeckung notwendige Zahl von 700 weit überschritten. Alle Journale bis auf das Handelsmagazin arbeiteten kostendeckend, so daß sich Bertuchs Industrie-Comptoir trotz der napoleonischen Herrschaft und eingeschränkten Buchhandelsvertriebs mit fast allen Verlagsartikeln in der Gewinnzone befand.

Als Aufgabe für die Zukunft bleibt weiterhin die Frage nach dem kulturellen Dienstleistungsangebot aus dem Hause Bertuch und der Rezeption dieses Angebotes in Deutschland.

Michael North

Friedrich Kittler: Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft, 2. verb. Aufl., München: Fink 2001, 260 S., € 20,-

Es vergeht derzeit kaum ein Monat, in dem nicht eine weitere „einschlägige“ Veröffentlichung zu dem rasch expandierenden Forschungsfeld der Kulturgeschichte/Kulturwissenschaften erscheint. Sollte es noch Zweifel daran geben, daß die „scientific community“ hier Zeugin eines kulturhistorischen Booms wird, ließen sich diese durch eine einfache Auflistung der jüngst national und international veröffentlichten Einführungen, Grundlagen, Sammelbände und Kompendien ausräumen. Eine solche intensive Selbstreflexion der – in Deutschland – noch verhältnismäßig jungen Forschungsrichtung ist zweifelsohne zu begrüßen, da sich nur aufgrund der damit einhergehenden Diskussionen um Fundamente, Methoden und The-

men der Kulturgeschichte/Kulturwissenschaften das eigene Profil schärfen und überzeugend nach außen tragen läßt.

Auch die Tatsache, daß Friedrich Kittlers „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ bereits wenige Monate nach ihrem ersten Erscheinen eine zweite Auflage erlebt, deutet in diese Richtung. Prominent in den großen Tages- und Wochenzeitungen besprochen, scheint dieses Buch genau „zur richtigen Zeit“ gekommen zu sein. Nun liegt also bereits eine „verbesserte“ Version vor, wobei ich keinen Vergleich mit der ersten Auflage unternommen habe, um die „Verbesserungen“ zu eruieren; Druckfehler können damit kaum gemeint sein, denn davon finden sich immer noch reichlich.

Diese zahlreichen Flüchtigkeitsfehler im Text zeugen ebenso wie die rasche Auflagenfolge und einige andere Indizien von dem hohen Tempo, mit dem dieses Buch – nicht unbedingt zu seinem Vorteil – vermutlich produziert wurde. Der Umstand, daß es sich hier um eine Vorlesung handelt, deren mündlicher Charakter beibehalten wurde, wirkt dabei keineswegs störend. Jedoch fragt es sich, warum weder Kittler noch der Verlag daran dachten, diesen (wie auch der Autor mehrfach betont) keineswegs vollständigen Überblick in einer Fassung zu veröffentlichen, die weniger torsohaft wirkt. Als Experiment eines „work in progress“ mag es möglicherweise medienhistorisch interessant sein, Vorlesungsmanuskripte ohne weitere Umwege und Bearbeitungen in den Druck zu befördern, doch für LeserInnen ist es schlicht ärgerlich, zu Beginn eines Buchs den Verlauf der Darstellung präsentiert zu bekommen (13), von dem das letzte Viertel aufgrund Zeitmangels (Ende der Vorlesungszeit!) entfällt. War es vielleicht der Druck des expandierenden kulturwissenschaftlichen Marktes, der hier die Publikationsregeln diktierte? Die Frage, inwieweit solche Rahmenbedingungen Einfluß auf den Inhalt der Monographie ausüben, dürfte gerade bei einer Veröffentlichung des Medientheoretikers Kittler gerechtfertigt sein.

Doch wenden wir uns zunächst den Inhalten zu: Welchen Entwicklungsgang der Kulturwissenschaft zeichnet Kittler nach und inwiefern handelt es sich bei seiner Darstellung um eine Kulturgeschichte? Kittlers Anliegen ist es, die Kulturwissenschaft(en) vor einem drohenden Dilettantismus zu bewahren, indem er sie zu einer Besinnung auf ihre theoretischen und philosophischen Grundlagen anstiften will. Voraussetzung hierfür ist unter anderem der Kernpunkt kulturwissenschaftlichen Arbeitens, der sich mit dem Stichwort „Entgrenzung“ beschreiben läßt. Kulturwissenschaft sollte nicht ihren ureigenen Herrschaftsbereich abstecken wollen, sondern die Interdependenzen und Wechselwirkungen mit anderen Disziplinen und Wissen-

schaftskulturen als Herausforderung und Aufgabe annehmen. Dementsprechend plädiert Kittler auch wiederholt für Kooperationen zwischen den Kulturwissenschaften und den Sozial-, Technik- und Naturwissenschaften beziehungsweise für Kulturgeschichten von Gesellschaft, Technik und Natur – ein Plädoyer, das aus anderen Veröffentlichungen Kittlers hinreichend bekannt ist. In dieser immer wieder vorgebrachten und vielfach exemplifizierten Betonung, die Unterscheidung zwischen Kultur auf der einen und Natur/Technik auf der anderen Seite einzuebnen, besteht sicherlich der zentrale Gewinn von Kittlers Buch.

Es sind immer wieder diese Aspekte, die Kittlers Darstellung leiten und organisieren. Die einzelnen Stationen seiner „Kulturgeschichte“ lassen sich, nach seiner eigenen Einteilung, mit folgenden Namen bezeichnen: Giambattista Vico, Johann Gottfried Herder, Constantin François de Volney, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud und Martin Heidegger. Dazwischen werden der „empirischen Kulturwissenschaft“ (Riehl, Burckhardt, Bachofen) ca. 25, von wenig Sympathie getragene Seiten gewidmet. Sicherlich weist zwangsläufig jede Überblicksdarstellung gewisse Lücken auf, aber in dieser Reihung fällt das Fehlen einiger Namen, die zweifelsohne für die Entwicklung der Kulturwissenschaften eine zentrale Stellung einnehmen, doch ganz eklatant auf. Genannt seien nur Georg Simmel, Ernst Cassirer, Max Weber, Aby Warburg, Walter Benjamin, Norbert Elias oder Clifford Geertz. Ja, zum Teil werden diese Philosophen und Theoretiker (wie im Fall Cassirer) explizit mit Verachtung und das heißt zugleich Nicht-Beachtung gestraft (134). Auch wenn man, wie Kittler, nicht zu den Befürwortern einer Cassirer-Renaissance gehört, hätte man sich doch ein wenig mehr sachliche Auseinandersetzung wünschen dürfen, anstatt abfälliger bis beleidigender Bemerkungen.

Vermißt man einerseits gewisse Namen, taucht andererseits mit Martin Heidegger ein „Kulturwissenschaftler“ auf, der ansonsten in entsprechenden Diskussionen seltener Erwähnung findet. Macht man sich gespannt an die Lektüre des entsprechenden Kapitels, in der Hoffnung, auf noch unbetretene Denkwege in den Kulturwissenschaften zu geraten, so tritt doch bald Ernüchterung ein. Die anfängliche Hoffnung stellt sich als ‚Holzweg‘ heraus, da Heideggers Philosophie in der Tat nur sehr mittelbar Schneisen durch das kulturwissenschaftliche Terrain schlagen kann. Denn indem Heidegger den üblichen Ontologien der Naturdinge eine Dominanz der Beziehungen zwischen den Subjekten entgegensetzt, ergibt sich zwar eine (bei Heidegger bereits nicht mehr explizierte) Privilegierung von Geschichte,

Handlung und Kulturwissenschaft erst beginnen, die bei Heidegger jedoch nicht mehr als ihre erste Grundlage findet. Es drängt sich mit anderen Worten der Verdacht auf, daß Kittler den Freiburger Philosophen zum Kulturwissenschaftler stilisiert, um seine eigene philosophische Ahnengalerie ausreichend zu Wort kommen zu lassen. (Schließlich war er Augenzeuge, wie „der kleine alte Mann immer wieder über die Korridore des Philosophischen Seminars Freiburg schlurfte“, 221) Daß Heidegger aber tatsächlich für eine Grundlegung der Kulturwissenschaft taugt, darf zumindest aufgrund von Kittlers Darstellung füglich bezweifelt werden.

Insgesamt muß also festgehalten werden, daß es sich bei der von Kittler präsentierten Perlenkette großer Denker nicht vornehmlich um Vertreter der Kulturwissenschaften in einem weiten Sinn handelt, sondern eher um eine begrenzte Auswahl von Kulturphilosophen. Inwieweit handelt es sich aber bei diesem Überblick über die Kulturphilosophie nun um eine „Kulturgeschichte“? Kittler formuliert selbst die Forderung, sein Buch „möge nicht zur bloßen immanenten Darstellung einer Wissenschaft in ihrem Werden verkommen, gleichsam als ob die kulturwissenschaftliche Weisheit nur von Geistesgröße zu Geistesgröße, von Vico zu Herder zu Hegel und so weiter gesprungen wäre. Auch und gerade die Wissenschaftsgeschichte unseres Fachs sollte sich vielmehr in größeren Zusammenhängen kontextualisieren lassen.“ (17) Diese Kontextualisierung beschränkt sich jedoch in den meisten Fällen darauf, daß Kittler den einzelnen Kapiteln einen kurzen biographischen Abriß über seine jeweiligen kulturphilosophischen Gewährsleute voranstellt. Von einer „Kulturgeschichte“, die den jeweiligen Sinngebungsprozessen in ihren Zusammenhängen nachgehen würde, kann hingegen meistens nicht die Rede sein. Vielmehr zeigt schon die benannte Reihe von Kulturphilosophen, an denen sich seine Darstellung orientiert, daß es sich doch einmal mehr um eine Staffel von Geistesgrößen handelt, die einander den Stab überreichen. Vielleicht hätte Kittler sich doch ein wenig intensiver mit dem von ihm geschmähten empirischen Zweig der Kulturwissenschaften beschäftigen sollen, um hieran seinen kulturhistorischen Blick zu schärfen. Aber da er davon ausgeht, daß die empirischen Kulturwissenschaften vor allem in einer Ansammlung von Anekdoten bestehen (z.B. 120), hat er selbst in den kulturhistorischen Passagen seines Buchs nur Anekdotisches zu bieten (z.B. 87). Sicherlich genügt es für eine Kulturwissenschaft nicht, sich allein auf empirische Fragen zu konzentrieren, weshalb Kittlers Versuch einer gewissen Kanonbildung kulturwissenschaftlicher Grundlagentheoretiker und -werke im Ansatz

durchaus zu begrüßen ist. Aber auf der anderen Seite kann es kaum überzeugen, die Theorie gegen die Empirie ausspielen zu wollen.

Kittler Verständnis von „Kulturwissenschaft“ besteht also vor allem in einer – recht eingegrenzten – Auswahl von Kulturphilosophen, und das Kulturhistorische seiner Darstellung beschränkt sich auf wenige Seiten, die keine wirkliche Kontextualisierungsleistung vollbringen. Es handelt sich also weniger um eine „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ als vielmehr um „Kittlers Geschichte der Kulturphilosophie“.

In seiner einleitenden Danksagung verweist Kittler auf die Befürchtung Johann Gottlieb Fichtes von 1807, daß gehaltene Vorlesungen allzu schnell in den Druck gelangen könnten. Kittler kann in dem vorliegenden Beispiel diese Befürchtung nicht wirklich entkräften. Vielleicht hätte er noch zwei bis drei weitere Vorlesungszyklen halten sollen, um auf deren Grundlage schließlich eine „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ zu verfassen, die diesen Namen verdient.

Achim Landwehr

Diese Rezension erschien erstmals über die Mailing-Liste „H-Soz-u-Kult“, August 2001.
URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>

Max Plassmann: Krieg und Defension am Oberrhein. Die Vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693-1706) (Historische Forschungen, Bd. 66), Berlin: Duncker & Humblot 2000, 706 S., € 76,-

Daß die Reichskreise in Bezug auf ihre politischen, ökonomischen, sozialen sowie kulturellen Aspekte immer noch nur mangelhaft erforscht sind, dürfte nicht nur, wie vielfach genannt, an der Materialfülle oder an der Sprödeheit der Quellen über die Reichskreise liegen. Vielmehr dürfte ein Grund die Komplexität dieser im 16. Jahrhundert verfassungsrechtlich verankerten Institutionen sein, deren Aufgabenspektrum bekanntermaßen von der Friedenswahrung über die Exekution von Reichsgerichtsurteilen bis hin zum Münz- und Steuerwesen sowie dem Policeywesen reichte. Zu diesem Forschungsdesiderat tritt ein weiteres: In weiten Teilen wird immer noch nur selten die Grenze von der Norm bzw. den von den Kreisen erlassenen Ab-

schieden hin zur tatsächlichen Umsetzung und Durchführung der Verordnungen überschritten.

An einem Bereich, der Kriegsführung, will Plassmann diese Lücke schließen. Er hat sich zum Ziel gesetzt, über die bis dato erschienene Literatur zur „Organisation, Verwaltung, Aufbringung, Finanzierung usw. der Kreistruppen“ hinaus nach dem „praktischen Einsatz dieser Truppen“ (S. 12) zu fragen. Auf dem Hintergrund der Hegemonialbestrebungen Ludwigs XIV., die in besonderem Maße die Vorderen Reichskreise betrafen, versucht er anhand von „Briefen, Befehlen, Berichten, Anfragen, Denkschriften, Instruktionen usw.“ (S. 27) und eben nicht anhand von Protokollen und Kreisabschieden die Bedeutung der Kreise vor allem für die „mindermächtigen“ Territorien zu eruieren. Plassmann vertritt dabei die These, daß die die Kreise bildenden Stände eine Überlebensstrategie entwickeln mußten, um auf der einen Seite gegen Frankreich standhalten zu können, auf der anderen Seite aber auch gegen die armierten Reichsfürsten, die auf die mindermächtigen Stände nur wenig Rücksicht nahmen. Als Kernzeit wird dabei der Zeitraum zwischen 1693 und 1706 behandelt, als Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden Oberbefehlshaber der Truppen am Oberrhein, zugleich aber auch Stand des Schwäbischen Kreises war, so daß ihm eine besondere Mittlerposition zukam.

Zunächst erläutert der Verfasser jedoch die verfassungsrechtlichen Probleme der Reichsverteidigung am Oberrhein, die sich einesteils aus der politischen Kleinkammerung vor allem des Fränkischen und Schwäbischen Kreises speisten sowie aus der nicht zu den Kreisen gehörenden Reichsritterschaft. Denn diese war seit 1689 allen Verpflichtungen gegenüber dem Schwäbischen Kreis enthoben, so daß prinzipiell jeder Antrag des Kreises als „Zumutung“ (S. 47) empfunden wurde. Dennoch waren natürlich auch sie durch Frankreich bedroht, so daß sie mit Zahlungen versuchten, in den Schutz des Kreises zu kommen, zugleich aber nicht durch Truppenquartiere belastet werden wollten. Problematisch war anderenteils die Kreisverfassung, die angesichts der Vielzahl der Kreisstände und deren unterschiedlichen Interessen kaum eine schnelle Beschlußfassung zuließ. Ziel der einzelnen Kreisstände war es, die durch die Kriegsführung entstehenden Lasten so gering wie möglich zu halten, infolgedessen sich die Effektivität eines gemeinsamen Vorgehens der Kreise in Grenzen hielt. Zu Recht weist Plassmann darauf hin, daß nur selten davon auszugehen ist, „der Kreis [hat] dies oder jenes gewollt oder gefordert“ (S. 121), da ein alle Kreisstände um-

fassender Kreiswillen nicht existierte, sondern vielmehr Kreistagsbeschlüsse auf der Basis eines Minimalkonsens der Stände fußen.

Ausgehend von dieser Grundlage breitet der Autor in einem umfassenden dritten Kapitel Beginn und Verlauf des Neunjährigen Krieges sowie die Vorgehensweise der Vorderen Reichskreise aus, indem er neben der Darstellung der einzelnen Feldzüge vor allem auf den „logistischen Mangel und die organisatorischen Schwierigkeiten“ (S. 180) hinsichtlich der Versorgung der Truppen und der hohen finanziellen Belastungen der Territorien eingeht. Da die Kreise weder in finanzieller noch in organisatorischer Hinsicht Hilfe vom Kaiser erwarten konnten, waren sie gezwungen, sich selbst zu organisieren, um ein weiteres Debakel wie den Feldzug von 1693, als die Franzosen aufgrund ihrer Logistik im Vorteil waren, zu verhindern. Durch planmäßiges Vorgehen wie die „Errichtung und Füllung von Magazinen sowie die Sicherstellung der Versorgung der Truppe“ (S. 234) wollte – in diesem Fall – der Schwäbische Kreis möglichst günstige Voraussetzungen für den folgenden Feldzug schaffen. Dabei arbeitet Plassmann heraus, daß die Kontingentstruktur der Kreistruppen, die oftmals von der Forschung als Hauptursache für die Ineffektivität des Kreises herangezogen wird, keineswegs nur negativ war. Denn bei allen Reformversuchen und -vorschlägen des Oberbefehlshabers Ludwig Wilhelm von Baden kritisierte dieser doch nie die Qualität der Truppen und somit „die Art der Heeresaufbringung der Reichskreise“ (S. 236).

Im Anschluß an das knapp gehaltene vierte Kapitel, das die Friedenszeit ab 1697 und die damit einhergehende geringere militärische Stärke der Kreistruppen beschreibt, wendet sich Plassmann dem Spanischen Erbfolgekrieg und dessen Folgen für die Reichskreise bzw. dem Verhältnis von Kreisen und Kaiser zu. Die im Jahre 1700 gebildete und auf die Kriege Ludwigs zurückgehende Assoziation des Schwäbischen und Fränkischen Kreises und ihre Ausweitung visierte eine neutrale Position zwischen Frankreich und dem Reich an, um die eigenen Territorien möglichst nicht in die kriegerischen Auseinandersetzungen verwickeln zu lassen, anders gesagt, handelte es sich weniger um eine antikaiserliche Neutralitätspolitik, als vielmehr um „die Bewahrung des Friedens [...] *in Zusammenarbeit mit dem Kaiser*“ (S. 371).

In dem mit „Charakteristika der Kriegführung am Oberrhein“ betitelten sechsten Kapitel werden auf verschiedenen Ebenen wie beispielsweise der Problematik um die Winterquartiere und Winterpostierung von Kreistruppen oder der Kriegsfinanzierung die Grundzüge einer Strategie der Kreis-

stände ermittelt. Wenn es um Kriegführung geht, muß gerade bei den Kreisständen ein Streben nach Machtsteigerung durch Kriegserfolg negiert werden, da der Kreis als solcher im Gegensatz zu den armierten Fürsten „niemals eine persönliche Reputation erlangen konnte“ (S. 587). Ziel des strategischen Handelns der Kreisstände war vielmehr die Sicherung der eigenen materiellen Basis und damit der eigenen Existenz.

Insgesamt eröffnet die Dissertation Plassmanns eine neue Sichtweise der Reichskreise, die nicht der Erfolglosigkeit der Kreispolitik in Kriegszeiten das Wort redet, weil die Kreisstände ihren Status im Vergleich mit den Reichsständen nicht auszubauen vermochten. Vielmehr lassen die unterschiedlichen Herangehensweisen und Fokussierungen den Schluß zu, daß dies nicht nur nicht ihr Ziel war, sondern sie in ihrem Bestreben, die eigene Existenz in den Kriegen der Großmächte zu sichern, durchaus erfolgreich waren.

Anke Sczesny

Norbert Rehrmann; Andreas Koechert (Hg.): Spanien und die Sepharden. Geschichte, Kultur, Literatur (Romania Judaica, Bd. 3), Tübingen: Niemeyer 1999, 243 S., € 59,-

Das massiv gestiegene Interesse an der trikulturellen Vergangenheit Spaniens und den Folgen des antijüdischen Vertreibungsedikts von 1492 hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine florierende Sephardenforschung entstehen lassen, von deren reger Tätigkeit inzwischen eine Vielzahl internationaler Publikationen Zeugnis ablegt. In diese jüngere Tradition reiht sich der von Norbert Rehrmann und Andreas Koechert herausgegebene Sammelband ein, der im wesentlichen auf Vorträgen einer 1997 von der Universität Bremen und dem Instituto Cervantes veranstalteten Tagung beruht. Da die überwiegende Mehrheit der dreizehn Beiträge historiographisch ausgerichtet ist, wird die vom Untertitel annoncierte pluridisziplinäre Ausrichtung nur bedingt eingelöst. Der Überblicksanspruch des Bandes hätte insbesondere eine orientierende sprachwissenschaftliche Einordnung des sogenannten *judeoespañol* erwarten lassen. Bis ins 20. Jahrhundert stellte diese Varietät des Kastilischen eines der essentiellen Merkmale sephardischen Selbstverständnisses (vgl. Elias Canetti: „Die gerettete Zunge“) dar und muß als eigentlicher Träger der im Buchtitel ausgedrückten Verbindung zwischen

Spanien und den Sepharden angesehen werden. Der einzige Beitrag zum Judenspanisch stammt von WINFRIED BUSSE („Die Sprache[n] der Sepharden: Ladino, Ladino“) und beschäftigt sich mit der peripheren Detailfrage, ob das *calco* der Bibelübersetzungen als eine kategorisch vom vernakularen Judenspanisch zu differenzierende Sprachmodalität oder lediglich als Translationstechnik aufzufassen sei. Anhand einiger weniger Beispiele von Lope de Vega, Quevedo und Calderón versucht MARTIN FRANZBACH („Zwischen Verdrängung und Verfolgung. Die Juden in der Literatur des Siglo de Oro“), den in der spanischen Literatur der Frühen Neuzeit manifesten Antisemitismus zu illustrieren: „Während Lope de Vega ähnlich wie Quevedo (...) mit volkstümlichen antijüdischen Stereotypen arbeitet, hat Calderón vor allem in seinen geistlichen Festspielen die abstrakte theologische Kontroverse thematisiert.“ (49) Franzbach äußert zwar Zweifel, „bei Cervantes (...) von einem ‚Las Casas der peninsularen Minderheiten‘ zu sprechen“ (49), er verzichtet jedoch darauf, die von ihm insinuierte judenkritische Haltung bei Cervantes zu belegen. Den im spanischen Schrifttum von der Romantik bis zur Gegenwart virulenten Sephardenbildern geht NORBERT REHRMANN („Kulturelles Gedächtnis, nationale Identität und Literatur: Die Sephardenthematik in fiktionalen und essayistischen Texten des 19. und 20. Jahrhunderts“) nach. Unter Einbeziehung des kulturhistorischen und politischen Hintergrunds gelingt ihm ein differenziertes Panorama der in spanischen Intellektuellenkreisen zwischen Antijudaismus (Gustavo Adolfo Bécquer, José Zorrilla), Philosemitismus (Benito Pérez Galdós, Miguel de Unamuno) und „Antisemitismus light“ (Américo Castro, Claudio Sánchez-Albornoz, Antonio Gala) changierenden Einstellungen. Als einseitige Abrechnung hat hingegen PETER DRESSENDÖRFER seinen Beitrag zu Américo Castro („Idearium der späten Reconquista. Zu Américo Castros ahistorischer Begrifflichkeit“) konzipiert. Dressendörfer wirft dem wirkungsmächtigen republikanischen Historiker nicht nur – zu Recht – methodische und interpretatorische Unzulänglichkeiten vor. Er stilisiert Castro auch zum indirekten Rechtfertiger der Austreibung (128) und verschweigt dessen Leistung, überhaupt erst ein Bewußtsein für den jüdischen und maurischen Anteil an der spanischen Kultur geschaffen zu haben.

Einen prägnanten Einblick in die faszinierende Geschichte der spanischen Juden vermitteln die meisten historiographischen Aufsätze des Sammelbandes. Ein apologetischer Tenor ist allein in YAACOV BEN-CHANANS Überblick über „Juden im maurischen und christlichen Spanien (711-1492)“ zu konstatieren. In diesem als „bedeutungstiftende Meta-

Erzählung“ (Lyontard, Hayden White) einzustufenden Beitrag reduziert sich die Geschichte der spanischen *judeos* vor allem auf kulturelle Höchstleistungen und periodisch wiederkehrende Verfolgungen. Daß jüdische Persönlichkeiten im mittelalterlichen Spanien in herausragender Weise als interkulturelle Vermittler wirkten, ist seit langem bekannt. Gänzlich unerwähnt bleiben jedoch die neueren Erkenntnisse über die erstaunliche soziale Differenzierung der jüdischen Bevölkerung in Spanien (bäuerliches Landjudentum etc.) oder Forschungskontroversen wie die Debatte über das „jüdische Identitätsbewußtsein“ der frühen *conversos*. Wesentlich problembewußter faßt WALTHER L. BERNECKER die Ergebnisse der Diskussion über den Zusammenhang von Judenvertreibung und wirtschaftlichem Niedergang („Die Vertreibung der Juden aus Spanien – Zur Diskussion über das ‚Dekadenz-Syndrom‘“) zusammen. Die mit der Expulsion verbundenen Auswirkungen auf die spanische Ökonomie seien demnach viel geringer gewesen als früher angenommen. Im Gegensatz dazu habe die Verfolgung der *conversos* für die iberischen Königreiche weitaus „üblere wirtschaftliche Folgen“ (37) gehabt. Bernecker ist zuzustimmen, wenn er die Vertreibung der Juden und die Ausgrenzung der *conversos* als „eine Geschichte der Abwehr von Modernität“ (39) interpretiert und – unter Rückgriff auf Ludwig Vones – die Singularität des Edikts von 1492 aus einer internationalen Perspektive relativiert: Die eigentliche Besonderheit liege darin, daß auf der Iberischen Halbinsel die Vertreibung von einem großen Territorialstaat durchgeführt wurde, während die zeitgleichen Austreibungen im restlichen Europa städtisch- oder kleinstaatlich-partikularistischer Art gewesen seien.

Zu den interessantesten Beiträgen des Sammelbandes gehören die Untersuchungen, die sich mit dem Schicksal der Sepharden in den Exilländern befassen. ASTRID STEFFENS („Türkische Sepharden – sephardische Türken“) weist nach, daß im Osmanischen Reich die Sepharden ihre Kultur bis ins 20. Jahrhundert weitgehend bewahren konnten. Das nicht sprachlich-kulturell, sondern religiös definierte osmanische Staatsverständnis forderte von den Minoritäten zwar Loyalität, aber keine kulturelle Anpassung. Erst mit der Umwandlung der Türkei in einen Nationalstaat habe eine dezidierte Sprach- und Assimilationspolitik eingesetzt, die zu einer schnellen Anpassung der sephardischen Gemeinden führte. Daß spanische Juden schon sehr früh das Auswanderungsverbot in die Kolonien umgingen, indem sie als portugiesische Staatsbürger nach Spanisch-Amerika gelangten oder über Amsterdam in die niederländisch besetzten Gebiete Brasiliens emigrierten, zeigt REINER KORNBERGER („Die sephardischen Juden in Lateinamerika“)

auf. Brasilien wurde zur „Keimzelle jüdischen Lebens in Lateinamerika“ (164). Die erste freie jüdische Gemeinde des Kontinents entstand bereits im frühen 17. Jahrhundert im unter holländischer Herrschaft stehenden Recife. Die ausgeprägten kulturellen Superioritätsgefühle, die Kornberger bei den Sepharden Argentiniens im 19. und 20. Jahrhundert gegenüber den aschkenasischen Juden feststellt, lassen sich bereits zwei Jahrhunderte vorher bei ihren Glaubensbrüdern in Amsterdam und Hamburg nachweisen (BARBARA BEUYS, „Die sephardische Diaspora – Amsterdam, Hamburg, London“). Die nach Amsterdam geflüchteten iberischen Juden hatten anfänglich große Schwierigkeiten, in einer Stadt ohne jüdische Tradition zu den größtenteils vergessenen Glaubenspraktiken zurückzufinden. In ökonomischer Hinsicht trugen die im Überseehandel engagierten holländischen Sepharden dazu bei, der abflauenden Wirtschaft ihres toleranten Asyllandes zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen. Mit ihrem Lebensstil demonstrierten sie selbstbewußt, „daß sie nicht nüchterne Calvinisten, sondern Kinder des spanischen Barocks waren.“ (57). Daß im frühen 20. Jahrhundert die spanische Öffentlichkeit auf die Existenz der sephardischen Diaspora in Südosteuropa aufmerksam wurde, ist der Kampagne des liberalen Politikers Angel Pulido zu verdanken. Pulido war während zweier Balkanreisen in Kontakt mit Sepharden gekommen und hatte sich für deren Sprache und Bräuche begeistert. Mit Erfolg propagierte er den Mythos von der besonderen Spanienliebe der Sepharden. BERND ROTHER („Wiederentdeckung, Annäherung, Normalität? Die spanische Politik und die Sepharden im 20. Jahrhundert“) demonstriert, wie Pulidos Philosephardismus im Zeichen der *Hispanidad*-Idee stand und nicht nur beim konservativen König Alfonso XIII, sondern selbst bei späteren falangistischen Intellektuellen (Ernesto Giménez Caballero, Agustín Foxa) Unterstützung fand. Ziel der sephardenfreundlichen intellektuellen Kreise war jedoch nicht die Repatriierung der ‚verlorenen Söhne Spaniens‘, sondern die Aufnahme von kulturellen und ökonomischen Kontakten. Die patriotisch stimulierten – und nur rudimentär umgesetzten – Vorstellungen schwankten zwischen einer praktischen Unterstützung der spanisch-sephardischen Kultur und der Instrumentalisierung der Gemeinden als Außenposten des als geistige Großmacht verstandenen spanischen Vaterlandes. In den Genuß der spanischen Staatsbürgerschaft kam nur eine kleine Minderheit. Während der deutschen Besetzung Griechenlands im II. Weltkrieg nutzte die verliehene Nationalität nur einem Teil der Sepharden, von der Deportation in die Vernichtungslager verschont zu bleiben (PATRICK VON ZUR MÜHLEN, „Die Sepharden, der Holocaust und die iberische Fluchtroute“).

Neben dem kulturphilosophischen Beitrag von EVELINE GOODMAN-THAU („Die jüdische Religionsphilosophie des Mittelalters und ihr Einfluß auf die Moderne“) ist auch die kulturgeschichtlich orientierte Sephardistik nur mit einem Aufsatz vertreten. Dies ist um so bedauerlicher, als MICHAEL STUDEMUND-HALÉVY („Zwischen Amsterdam und Hamburg – Sephardische Bücherschicksale im 17. Jahrhundert“) die Ergiebigkeit entsprechender Fragestellungen am Beispiel der sephardischen Buchproduktion in Hamburg aufzuzeigen vermag. Die Werke jüdischer Autoren waren nicht nur von der protestantischen, sondern ebenso von der rabbinischen Zensur bedroht: „Inmitten einer ihnen feindlich gesinnten christlichen Umwelt und angesichts antijüdischer Tendenzen einiger Marranen erweist sich auch die rabbinische Orthodoxie nicht weniger borniert als die christliche.“ (78) Der Verfolgung ausgesetzt gewesen seien insbesondere Bücher erotischen Inhalts, Bücher, die die heidnischen Mythen verherrlichten, und Bücher, die unangemessen Bibelstoffe wiedergaben. Resistenz wurde mit Bann, Zensur, aber auch mit der Verbrennung des inkriminierten Werks bestraft.

Es ist bedauerlich, daß der mit einer sehr nützlichen Bibliographie ausgestattete Sammelband insgesamt nur wenig Auskunft über die Rolle der Sepharden als interkulturelle Vermittler gibt. Völlig ignoriert werden beispielsweise die auch in kultureller Hinsicht überaus interessanten Sephardengemeinden Italiens (Ferrara, Livorno, Venedig etc.). Eine Würdigung der sprachkundigen Sepharden als Intermediatoren spanischer Literatur im Ausland steht noch aus.

Thomas Bodenmüller

Diese Rezension erschien erstmals in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 51, Heft 1, 2001, S. 126ff.

Felix Scheffler: Das spanische Stilleben des 17. Jahrhunderts. Theorie, Genese und Entfaltung einer neuen Bildgattung (Ars Iberica 5), Frankfurt a. M.: Vervuert 2000, 611 S., 300 Abb., € 88,-

Die Stillebenmalerei des *Siglo de Oro* gehört zu den herausragendsten und eigenständigsten Beiträgen Spaniens zur europäischen Bildkunst des 17. Jahrhunderts. Mit den unmittelbar nach 1600 entstandenen Werken von Juan Sánchez Cotán etablierte sich die Gattung auf der Iberischen Halbinsel im internationalen Vergleich schon zu einem frühen Zeitpunkt auf hohem

Niveau. Obwohl Maler wie Luis Meléndez die außerordentliche Qualität der spanischen *bodegones* auch im 18. Jahrhundert unter Beweis zu stellen vermochten, stellen die Jahrzehnte zwischen 1600 und 1650 die eigentliche Blütezeit dar. In jenem halben Jahrhundert entwickelten sowohl ausgewiesene Stillebenspezialisten wie Sánchez Cotán, Juan van der Hamen, Juan Bautista de Espinosa und Tomás Yepes als auch Allrounder wie Francisco de Zurbarán die genuin spanischen Stillebentypen, deren sich die nachfolgenden Generationen bedienten.

Während sich die bisherige Forschung vor allem aus künstlerbiographischer Perspektive mit der spanischen Stillebenmalerei beschäftigte, werden in Felix Schefflers Dissertation (Bochum) erstmals systematisch ihre kunsttheoretischen und gattungsgeschichtlichen Grundlagen untersucht. Das unerwartete Auftauchen der Stilleben auf dem stark reglementierten, von kirchlichen Institutionen abhängigen und religiösen Vorgaben unterworfenen iberischen Kunstmarkt führt Scheffler weder auf eine ursächliche Nachfrage der limitierten ‚bürgerlichen‘ Käuferschaft noch auf eine Herauslösung stillebenhafter Motive aus anderen Bildgattungen zurück. Statt dessen bringt er die Entstehung der neuen Gattung mit den gesellschaftlichen Aufstiegsbestrebungen der spanischen Maler in Verbindung, die durch die Kreation einer an antiken Vorbildern orientierten autonomen Gattung gesellschaftliche Anerkennung und die Aufwertung ihrer handwerklichen Tätigkeit zu einer *arte liberal* erreichen wollten. Obwohl in der kunsttheoretischen Literatur des *Siglo de Oro* (Holanda, Guevara, Céspedes, Carducho, Pacheco, Martínez) die Stillebenmalerei erst spät zur Kenntnis genommen wurde und ihr im Paragone der Künste weiterhin die unterste Stufe zugewiesen wurde, mehrten sich die Argumente für eine zunehmende Wertschätzung veristisch-gegenstandsbezogener Darstellungsfähigkeiten (33-153). Zum Nachweis der Dignität der Stillebenmalerei und der hohen Reputation ihrer antiken Schöpfer bot sich die Literatur der Alten (Zeuxis-Episode des Plinius, Ekphrasis, Xenia) an. Aber auch humanistisch gebildete Kleriker und Adlige rekurrten schon im 16. Jahrhundert bei der Dekoration ihrer Repräsentationsräume (*Antesala capitular* der Kathedrale von Toledo, *Cuadras de las frutas* in der Alhambra, *Galería de los preladados* im Erzbischöflichen Palais von Sevilla etc.; 155-192) auf antike Motive von Pflanzen und Tieren.

In entstehungsgeschichtlicher Hinsicht betont Scheffler nicht nur die theoretische und ideologische Vereinnahmung antiker Vorbilder. Für die Eigenständigkeit der spanischen *bodegones* und ihre Unabhängigkeit von der in-

ternational wirkungsmächtigen niederländischen Stillebenmalerei macht er auch direkte motivische und kompositorische Anleihen bei römischen Mosaiken verantwortlich, die die spanischen Künstler im eigenen Land, im Vizekönigreich Sizilien und in Nordafrika gesehen haben könnten. Eindeutig auf niederländischen Einfluß zurückzuführen seien lediglich die Subgattungen der Blumengemälde (*flores, floreros*) und der religiösen Vanitas-Bilder. Sie stellten jedoch Sonderfälle dar, da sie entweder erst sehr spät in Spanien Verbreitung gefunden hätten oder wie im Fall der Vanitas-Bilder ausgerechnet in jenem Land sehr selten gemalt worden seien, das sich als Bannerträger der Gegenreformation verstanden habe.

Die Differenzqualität der spanischen Stillebenmalerei, deren bevorzugte Objekte einfaches Gemüse, Obst und Flugwild sind, zeigt sich besonders in ihren frühen Vertretern. Im Unterschied zu den opulenten nordeuropäischen Stilleben, deren Überladenheit und „vermeintlich anarchische Unordnung von prahlerischem Repräsentationsbedürfnis“ (261f.) zeugten, herrschten in den spanischen Bildern „kompositorische Strenge und motivische Vereinzelung“ vor, „die ihnen jegliche Verspieltheit nehmen und ihnen einen für die Darstellung von Nahrungsmitteln und Haushaltsgegenständen überraschenden Charakter tiefer Ernsthaftigkeit verleihen“ (12). Der Autor widersteht der Versuchung, von der kontemplativen Aura vieler Bilder auf eine verborgene religiöse Sinnhaftigkeit zu schließen. Pragmatisch weist er auf die polyvalente Besetzung von Früchten und Tieren hin und geht in Einzelfällen wie bei Zurbaráns berühmtem, in mehreren Fassungen bekanntem Bild eines Schafbocks von einer christologischen Deutung aus. Er warnt jedoch vor der Verallgemeinerung, in der spanischen Stillebenmalerei des *Siglo de Oro* eine „quasireligiöse Gattung“ (225) zu vermuten. Präzise beschreibt Scheffler die kompositorischen Gestaltungsprinzipien der unterschiedlichen Stillebentypen – die auf Sánchez Cotán zurückgehende „toledanische Gegenstandsdisposition“ (230) der vor einem schwarzen Hintergrund an Fäden herabhängenden Objekte, die jeweils von van der Hamen eingeführten symmetrischen und dreistufigen Kompositionsmodelle (261ff.) etc – und erklärt rezeptionsästhetisch den darauf zurückzuführenden Eindruck subtiler Eleganz. Daß sich die Meister der spanischen Stillebenmalerei bei der Komposition nicht an die ihnen von der Kunsttheorie unterstellte banal-realistische *imitación de la naturaleza* (Pacheco) orientierten, demonstriert besonders die Artifizialität vieler Gegenstandsarrangements, bei denen um eines Effekts willen perspektivische oder statische Improbabilitäten bewußt in Kauf genommen wurden. Für die Maler stellten die hierfür notwendigen Bewertungskriterien des *ingenio en la disposición*

und der *invención* den Nachweis der intellektuellen, die bloße Handwerksqualitäten transzendierenden Grundlagen ihrer als *arte liberal* zu verstehenden Kunst dar. Die „Dichotomie von ‚hyperrealistischer‘ Darstellung versus unrealistischer Dispositionierung“ (305) ist bereits bei Sánchez Cotán ausgebildet.

In kulturhistorischer Hinsicht überrascht die überaus seltene Darstellung von Vegetabilien und Gegenständen aus den amerikanischen Kolonien. Während die Niederländer in ihren Stilleben stolz Exotika aus den überseeischen Besitzungen zur Schau stellten, illustrieren nur wenige spanische Bilder Produkte aus der Neuen Welt (355f.). Lediglich die Trinkschokolade, das sprichwörtliche spanische Modegetränk der Zeit, wurde häufiger abgebildet (355-376). Tomaten, Sonnenblumen oder Pfefferschoten fanden trotz ihrer ästhetischen Attraktivität nur vereinzelt Aufnahme in *bodegones*.

Thomas Bodenmüller

Christine Werkstetter: Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert (= Colloquia Augustana, Bd. 14), Berlin: Akademie 2001, 567 S., 24 Abb., € 49,80

Die Autorin ging mit dieser Dissertation nach eigenem Bekunden ein Wagnis ein, denn wegen der Quellenarmut ist der Anteil der Frauenarbeit im Zunft Handwerk wie im Gewerbe der Frühneuzeit überhaupt immer noch wenig untersucht. Allerdings lassen mehrere wichtige Lokalstudien allmählich den älteren Forschungsbericht von Beate Brodmeier (1963) als überholt erscheinen. Durchgängiger Tenor der älteren Forschung war, daß Frauen seit dem 16. Jahrhundert aus dem Handwerk gedrängt worden seien.

Ohne Zweifel wird das Thema „Frauen und Zünfte“ mit dem vorliegenden Band auf eine neue Grundlage gestellt. Dies hat mehrere Gründe: Erstens zeichnet sich die Arbeit durch eine überaus sinnvolle Systematik und Methodik aus, die Vorbild für weitere Arbeiten sein kann; zweitens kann sie sich auf die Augsburger Handwerkerakten und Protokolle des Handwerkergerichts stützen, die für den Zeitraum 1712 bis 1806 eine ansonsten im deutschen Sprachraum kaum zu übertreffende Dichte der Überlieferung bieten; drittens boten deshalb Vorarbeiten zur Augsburger Gewerbe Geschichte

(unter anderen Bettger, Reith, Clasen) reichlich Ansätze, auf die aufgebaut werden konnte. Mit guten Gründen hat die jüngere deutsche Handwerks- und Gewerbe-geschichte der Frühneuzeit von Arbeiten, die vor allem mit Augsburger Material bestritten wurden, wichtige Impulse erhalten. Es wundert also nicht, daß das Thema „Frauen und Zünfte“ am Beispiel der schwäbischen Reichsstadt neu konturiert werden konnte.

Die leitende Fragestellung zielt zunächst auf den Anteil der Frauen an der Arbeit im zünftigen Handwerk, um daraus Material für das Verhältnis der Geschlechter im Handwerk zu gewinnen. Angesichts der Quellenmassen beschränkt sich die Autorin klugerweise auf sieben Handwerke, die sie nach drei Kategorien auswählte. Sie klassifizierte (1) nach geschlechtsspezifischen Arbeitsmerkmalen „eher männliche“ oder „eher weibliche“ Berufe, (2) nach notwendigem Betriebskapital, (3) nach zahlenmäßigem Umfang des Handwerks im Lauf des 18. Jahrhunderts. Unter Verwendung der Ergebnisse von R. Reith werden Bäcker, Bader, Buchbinder, Goldschlager, Schneider, Zimmerleute und Zinngießer ausgewählt. Die „eher weiblichen Berufe“ werden definiert als „ursprünglich den häuslichen Tätigkeitsmerkmalen von Frauen entwachsen“ (22), während die „eher männlichen Berufe“ nicht zur Mitarbeit von Frauen geeignet sind. Gelegentlich werden andere Berufe, vor allem aus dem Textilgewerbe, ergänzend herangezogen.

Die Auswertung von Quellen konzentriert sich auf die Argumente und Wahrnehmungen von Suppliken, die in einem weiten Sinne als „Ego-Dokumente“ gelesen werden. Der Leitbegriff „Arbeit“ wird angebunden an den familiären Rahmen, an die „Hauswirtschaft“, so daß das Konzept des „Ganzen Hauses“ auf den Prüfstand gestellt werden kann. Ein knappes erstes Kapitel gilt der rechtlichen Situation von Frauen in Augsburg, die wegen der seit 1641 verschärften Geschlechtsvormundschaft im Normzustand eine Bestätigung des älteren Forschungsstandes vermuten ließ. Der Ist-Zustand sah anders aus, wie Kapitel II, das Kernstück der Arbeit, auf fast 400 Seiten ausführlich nachweist. Der Platz reicht nicht, um die vielen Details zu referieren.

Zentral ist die Gliederung nach familiärer Einbindung der Frauen in handwerklichen Betrieben. Sie kamen in vier Gruppen vor: als Ehefrauen, Witwen oder Töchter von Handwerksmeistern sowie als Mägde. Untersuchungen zu jeder dieser Gruppen bilden je ein Unterkapitel, das wiederum je ähnlichem Aufbau folgt. Den Bestimmungen der Handwerksordnungen wird die Realität gegenübergestellt, wobei für jede der vier Gruppen eigene Schwerpunkte gebildet werden. Die Meisterfrauen waren „unverzichtbare

Arbeitskräfte in Werkstatt und Haushalt“, so der Untertitel dieses Abschnitts, essentieller Teil eines „Arbeitspaares“. Neben der Mitarbeit in der Werkstatt besaßen sie eigene Bereiche, die sie bestimmten, vor allem den Laden, gelegentlich den Absatz der Waren.

Ein weiteres Arbeitsfeld war die Arbeit im Haus, für die Lehrlinge, Gesellen und die Familie. Besonderes Merkmal der „Familienarbeit“ konnte auch die Versorgung und Pflege gebrechlicher Eltern sein – ein Befund, der quer zu den bekannten Fakten liegt. Eine Studie zum Konfliktverhalten der Meisterfrauen greift über den Streit mit Lehrlingen und Gesellen hinaus und würdigt das kollektive Auftreten von Kürschner- und Weberfrauen 1745 beziehungsweise 1784, das sich gegen Konkurrenten und die Obrigkeit richtete. Witwen werden als „Meisterinnen ohne formale Ausbildung“ charakterisiert. Sie besaßen in allen Handwerken ein uneingeschränktes Recht, den Betrieb ihres verstorbenen Mannes weiterzuführen. Bei kleinen Unterschieden fanden sie innerhalb der Zünfte „gute Akzeptanz“.

Die Frage nach ihrer wirtschaftlichen Lage bleibt letztlich unentschieden und ist auf keinen Fall generell mit Armut zu beantworten. Aber es fehlte den Witwen in Krisenzeiten die Möglichkeit, wie Meister als Gesellen zu arbeiten. Töchter von Handwerkern waren bisher nach dem Wissen des Rezensenten noch nie Gegenstand längerer Ausführungen. Die 90 Seiten lange Untersuchung betritt Neuland. Sie stehen unter dem Motto „informelle Lehrlinge“, weil Mitarbeit im elterlichen Betrieb, und zwar durchaus qualifiziert, möglich war. Sie war in den sieben ausgewählten Handwerken auch nicht verboten, im Gegensatz zu den Bortenmachern, die aus konjunkturellen Gründen nach 1690 vehement gegen Töchterarbeit vorgingen.

Eine besondere Beziehung ergab sich von Witwen zu ihren Töchtern, an die sie oft die Handwerksgerechtigkeit als Aussteuer weitergaben. Das Kapitel über Mägde kreist um eine Restgruppe im Handwerkerhaushalt. Wer waren sie überhaupt? Trotz der klaren Antwort (alle Frauen, die nicht zur Kernfamilie des Meisters gehörten) kann die Gruppe nur schlecht in den Quellen belegt werden. Offenbar fanden Mägde trotz aller Verbote Nischen, um Arbeit zu finden. Den literarischen Topos vom faulen und untreuen Gesinde aufgreifend, untersucht die Autorin die Häufigkeit des Gesindewechsels und fand das Gegenteil bestätigt.

In der Zusammenfassung des 3. Kapitels werden die Ergebnisse nach Handwerksarten gewichtet. Auf den Punkt gebracht: Der Anteil der Frauenarbeit war eher von der Meisterzahl als vom Kapitalbedarf oder von den mehr oder weniger stark ausgeprägten geschlechtsspezifischen Merkmalen

eines Berufs abhängig. Oder anders formuliert: Je weniger Gesellen in einem Beruf arbeiteten, um so mehr Möglichkeiten besaßen Meisterfrauen und -töchter (467f.).

Die Autorin dürfte eine solche Generalisierung und Regelmäßigkeit wahrscheinlich anfechten, weil sie die starke Differenzierung zwischen den verschiedenen Handwerken betont (471). Das vierte Kapitel (mit dem zu weit gefaßten Titel: „Zur Konstruktion und Reproduktion von ‚Geschlecht‘ im Handwerk“) filtert knapp geschlechtsbezogene Argumentationsstrategien von Männern und Frauen aus Gerichtsakten. Bei Konflikten unter Bäckern und Goldschlagern stellt die Autorin männliche Diffamierung unliebsamer Konkurrenten fest, indem deren Frauen ins Spiel gebracht werden: Frauen als angebliche Gründerinnen eines Berufs (Zuckerbäcker) oder Lehrmeisterinnen in einer Art verkehrter Welt. Wenn Frauen ihr Geschlecht ins Spiel brachten, taten sie dies mit List, um aus ihrer Schwäche auch zugunsten der Meister Vorteile zu ziehen.

Abschließend wird noch einmal die Frage nach dem „ganzen Haus“ aufgeworfen. Die Autorin rechnet auf Grund ihrer Ergebnisse das städtische Handwerk nicht diesem Typus zu, weil der handwerkliche Betrieb vollständig marktorientiert war, im Notfall auch ohne Gesinde auskam und eigenständig agierende Frauen kannte.

Eine kritische Gewichtung der Arbeit muß die ethnologisch basierten Quellenanalysen, die manchmal etwas zu breit ausfallen, ebenso würdigen wie die systematische Präsentation und Aufarbeitung dieser Quellenfunde. Sowohl die Auswahl der Gewerbe wie die Rückkopplung der Frauengruppen an die familiäre Situation überzeugen. Ein Standard für weitere Forschungen ist damit gesetzt. Freilich muß künftig geprüft werden, inwieweit Augsburg für andere Städte und Regionen typisch war. Wie sah es in kleineren Städten oder im Landhandwerk aus? Einerseits spricht die geringe Gesellenzahl dafür, daß wahrscheinlich der Handwerksbetrieb der Mitarbeit der Frauen und Töchter bedurfte. Andererseits dürften in Gebieten ohne Exportgewerbe die Chancen für Frauen, Arbeit zu erhalten, geringer gewesen sein. Die Geschichte des Handwerks im 18. Jahrhundert hat durch dieses Buch sehr viel gewonnen.

Wilfried Reininghaus

Diese Rezension erschien erstmals in: Sehepunkte. Rezensionjournal für die Geschichtswissenschaften 2 (2002), Nr. 1.

Wolfgang Wüst (Hg.): Die „gute“ Policey im Reichskreis. Zur frühmodernen Normensetzung in den Kernregionen des Alten Reiches, Bd. 1: Die „gute“ Policey im Schwäbischen Reichskreis, unter besonderer Berücksichtigung Bayerisch-Schwabens, Berlin: Akademie 2001, 604 S., € 74,80

Der mit einer eindrucksvollen Umschlagillustration – aufgeschlagener Druck einer Policey-Ordnung vor einem Kartenausschnitt zu Schwaben – versehene Band des Erlangen-Nürnberger Ordinarius für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte bietet die kommentierte Edition von über 25 Policeyordnungen des Schwäbischen Kreises mit Schwerpunkt im 18. Jahrhundert. Einbezogen sind sowohl Ordnungen von Reichsstädten (Augsburg, Kempten, Lindau), von geistlichen Staaten (Damenstift St. Stephan Augsburg, Heilig-Geist-Spital Augsburg, Kloster Oberschönenfeld; Hochstift Augsburg, Reichsstifte Edelstetten, Elchingen, Kempten, Ursberg und Wettenhausen) und von weltlichen Staaten (Markgrafschaften Burgau, Fugger-Babenhausen, Fugger-Kirchberg-Weißenhorn, Königsegg-Rothenfels, Oettingen-Oettingen, Herzogtum Württemberg) als auch der Reichsritterschaft (Kanton Donau) und des Reichskreises selbst. Fundort ist zumeist das Augsburger Stadtarchiv, dessen Schätze bekanntermaßen noch keineswegs vollständig erschlossen sind. Die ausführliche Einleitung führt historisch in das Policeywesen ein, vermittelt die erforderlichen Informationen zur Überlieferung der Stücke und verweist auf die Editionsrichtlinien. Der Anhang enthält u.a. ein ausführliches Glossar und Abkürzungs- sowie Literaturverzeichnis, während eine Liste der dankenswerter Weise eingefügten Abbildungen fehlt.

Die unmittelbare editorische Leistung, erstmals eine derartige Sammlung von Repräsentanten der wichtigsten deutschen Gesetzesgattung für eine Kernregion des Alten Reiches vorzulegen, verbindet sich mit dem Anspruch, eine bisher nur ansatzweise beachtete Ebene der Reichsverfassung, nämlich diejenige der Reichskreise, stärker ins Licht der Geschichtswissenschaft zu rücken. Mit anderen Worten, über ihre regionalgeschichtliche Bedeutung hinaus möchte diese Kollektion als Dokumentation dafür gelesen werden, daß sich das eigentliche politisch-administrative Leben des Alten Reiches wesentlich auf einer mittleren Ebene – die auch, so der berechtigte Hinweis S. 22, für die Konzeption landesgeschichtlicher Forschung relevant ist – abspielte und demzufolge dort studiert werden muß. Diese im

vorliegenden Band allerdings nur mittels einer Quelle (Bettler-, Gauner- und Polizeipatent des Schwäbischen Kreises vom 6. Mai 1720) direkt repräsentierte Perspektive hat naturgemäß auch für denjenigen Problemkomplex Folgen, der im Mittelpunkt der aktuellen Policeyforschung steht, nämlich die Frage nach dem Ausmaß der faktischen Durchsetzung der Policeynormen (vgl. hier S. 42-48 u.ö.).

Kulturgeschichtlich bieten die abgedruckten Quellenstücke eine Vielzahl höchst interessanter Informationen und Anregungen. Erwähnt sei z.B. der Bereich der Wahrnehmung und Einschätzung der Juden und die Normierung des Umgangs mit ihnen, die Geschlechterrollen und Familienbilder sowie die Einübung untertäniger „Fügsamkeit“ (Max Weber), also das Feld der politischen Kultur. Gerade im Rahmen eines derartigen Forschungsinteresses wird freilich auch die konkrete äußere Gestaltung (hinsichtlich Repräsentativität, kommunikatorischem Charakter usw.) der Quellen zu berücksichtigen sein, das heißt, muß schließlich auch wieder auf die Originale zurückgegriffen werden. Die eingestreuten Reproduktionen machen Appetit darauf!

Wolfgang E.J. Weber

Neuerscheinung

Anke Sczesny: Zwischen Kontinuität und Wandel. Ländliches Gewerbe und ländliche Gesellschaft im Ostschwaben des 17. und 18. Jahrhunderts, Tübingen: bibliotheca academica 2002, Leinen, 490 S., 6 Abb., € 39,-, ISBN 3-928471-35-X

Daß Wirtschaftsgeschichte nicht nur auf Statistiken beruht, sondern auch kulturgeschichtliche Aspekte umfaßt, gehört inzwischen zu den Selbstverständlichkeiten der einschlägigen Forschungen. Gerade unter diesem Aspekt gewinnen die bekannten Zentren des europäischen Wirtschaftsgeschehens neue Relevanz.

Ostschwaben gilt als eines der bedeutendsten Textilreviere des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Textilproduktion konnte jedoch weder im 15./16. Jahrhundert noch im 17. und 18. Jahrhundert alleine von den städti-

schen Zentren bewältigt werden, sondern nur mit Hilfe des flachen Landes. An diesem Punkt setzt die vorliegende Studie an: Sie untersucht das ländliche Gewerbe, dessen Voraussetzungen und die sich daraus ergebenden Veränderungen für die ländliche Gesellschaft in Ostschwaben. Das Gebiet zwischen Augsburg, Ulm und dem Allgäu als Teilgebiet Bayerisch-Schwabens eignet sich für eine derartige Analyse ganz besonders, da der Untersuchungsraum erstens von einer Vielzahl weltlicher und geistlicher Territorien, zweitens von der Markgrafschaft Burgau als vorderösterreichischer Landesherrschaft und schließlich vom Schwäbischen Kreis als supraterritorialer Verfassungsinstitution geprägt war. Aus dieser politischen Kleinkammerung und der sie überwölbenden Verfassungsinstitutionen ergeben sich Fragen wie die nach deren Einfluß auf die Ökonomie dieses Raumes, oder – noch grundlegender – die Frage nach der Wirtschaftsstruktur dieser Region vom 17. bis zum 19. Jahrhundert.

In einem quantitativ-statistischen Grundlagenteil steht zunächst der Problembereich „Wirtschaftsstruktur“ aus unterschiedlichen Perspektiven und in verschiedenen Zeiträumen im Mittelpunkt. Geprüft wird, ob die ländliche Gewerbeverdichtung im 17. und 18. Jahrhundert ein Spezifikum dieses Zeitraums war oder ob sich schon im 16. Jahrhundert Ansätze dazu erkennen lassen. Dabei werden die unterschiedlichen Rollen, die entweder städtische oder ländliche Standorte als Handelszentrum spielten, ebenso analysiert wie das Beziehungsgefüge von Stadt und Land.

Einen weiteren Fragenkomplex stellen die institutionellen und korporativen Rahmenbedingungen für die wirtschaftliche Entwicklung dar. Am Beispiel von Handelsleuten und Herrschaftsträgern sowie des Schwäbischen Kreises werden Möglichkeiten und Grenzen frühneuzeitlichen Wirtschaftens ermittelt. Dabei wird – neben der Bedeutung der zeitgenössischen Politik des Merkantilismus - deutlich, daß den größten wirtschaftlichen Erfolg derjenige hatte, der zur Kooperation bereit war.

Die noch kaum erforschten Landzünfte bilden einen weiteren wichtigen Faktor für die Wirtschaftsentwicklung des ostschwäbischen Textilreviers. Abgehoben wird auf die Entstehungsursachen der ländlichen Handwerkerkorporationen, da ganz unterschiedliche Interessen seitens der Obrigkeiten und der Handwerker zu erwarten sind. In den Blick wird aber auch der Einfluß der Zünfte auf die Normierung ihres Gewerbes genommen sowie das Spannungsfeld von Norm und Umsetzung. Die Ergebnisse demonstrieren die Konkurrenzfähigkeit sowie die Professionalisierung des Landhand-

werks und münden zugleich in eine Analyse der ländlichen Gesellschaft, die von der Gewerbeverdichtung nicht unberührt blieb.

Dieser dritte Teil der Untersuchung setzt sich am Beispiel ausgewählter Märkte, Herrschaftssitze und Dörfer mit der sozialen Schichtung in ländlichen Gesellschaften auseinander, was vor allem deshalb wichtig ist, weil die Landhandwerker in der bisherigen Forschung stets den ländlichen bzw. unterbäuerlichen Schichten zugeordnet werden. Frühneuzeitliche Gesellschaften waren jedoch weit komplexer und nicht primär von bäuerlicher Oberschicht bzw. unterbäuerlicher Schicht als konkurrierenden Gruppen charakterisiert; vielmehr bildeten Bauern und Handwerker gemeinsam das dörfliche Sozialgefüge.

Gestützt wird diese These durch die mikrohistorische Analyse des westlich von Augsburg gelegenen Weberdorfes Langenneufnach. Neben Untersuchungen von Demographie und Heiratsverhalten im 17. und 18. Jahrhundert stehen das ländliche Kreditwesen und die agrarisch-gewerbliche Verflechtung in den Haushalten im Mittelpunkt der Mikrostudie. Denn zu fragen ist, ob die Kleinstellenbesitzer tatsächlich wegen ihres geringen Ackergrundes notwendig auf das Handwerk angewiesen waren oder ob die Heirat eines Handwerkers mit einer Bauerntochter gleichbedeutend mit einem sozialen Aufstieg des Gewerbetreibenden war. Gleichfalls zu prüfen war der Konnex, daß Kreditaufnahmen nur der Überbrückung in Notzeiten dienten oder ob sich dahinter nicht vielmehr die Möglichkeit verbarg, die Existenz durch Investitionen in Handwerk oder Grund und Boden zusätzlich zu sichern und so zukünftige Risiken zu mindern.

Insgesamt wird durch die Untersuchung dieser und ähnlicher Fragen nicht nur das Bild vom „flachen Land“ als eines allein von Bauern und Landwirtschaft geprägten Raumes erheblich korrigiert; vielmehr können ländliche Gewerbeverdichtung und ländliche Gesellschaft im Ostschwaben der Vormoderne als ein verzweigtes Geflecht höchst komplexer Wechselwirkungen in bisher unbekannter Dichte farbig vorgestellt werden.

Colloquium Augustanum

– Vortragsreihe des Instituts –

Prof. Dr. Ivo Schneider, München
(07. Mai 2001)

Der Einfluß deutscher Rechenmeister, vor allem von Johannes Faulhaber und Peter Roth, auf den jungen Descartes

Quellen über die Entwicklung des jungen Descartes, vor allem für die Zeit seiner Abwesenheit von Frankreich zwischen 1617 und 1622 beschränken sich auf Juvenilia wie die nur in einer Abschrift von Leibniz erhaltenen *Cogitationes privatae* oder einige autobiographische Hinweise im *Discours de la Méthode* sowie die Berichte seiner Biographen aus dem 17. Jahrhundert, insbesondere Adrien Baillet. Danach hat sich Descartes in diesem Zeitraum zeitweilig dem unter dem Befehl des bayerischen Herzogs Maximilian stehenden Heer der Liga angeschlossen und den Winter 1619/20 im süddeutschen Donaunraum verbracht. Es gibt eine ziemlich detaillierte Beschreibung einer Begegnung zwischen Descartes mit dem Ulmer Rechenmeister in diesem Winter von Daniel Lipstorp, die allerdings eine Reihe von Ungereimtheiten vor allem hinsichtlich des

Wettbewerbs zwischen Faulhaber und Roth enthält. Tatsächlich erweist sich die Lipstorpsche Begegnungsgeschichte als eine „wahrscheinlich“ gemachte Neukonstruktion des Topos von der Überlegenheit der von Descartes geschaffenen Mathematik im Vergleich zu der Mathematik der Rechenmeister. Ein Vergleich zwischen den bereits 1622 veröffentlichten *Miracula arithmetica* Faulhabers mit damals unveröffentlichten mathematischen Manuskripten Descartes und vor allem mit der *Géométrie* von 1637 zeigt, daß sich die von Lipstorp behauptete Überlegenheit der Descarteschen Mathematik zur Zeit der von ihm geschilderten Begegnung jedenfalls nicht auf mathematische Inhalte beziehen kann. Wesentliche Unterschiede ergeben sich erst bei einem Vergleich hinsichtlich der Darstellungsform, des Stils der mathematischen Inhalte, und hinsichtlich der Mathematik zugewiesenen Rolle. Für Faulhaber als Vertreter eines heterodoxen Protestantismus, der durch die Rosenkreuzerschriften neuen Auftrieb erfuhr, stellte die Mathematik ein nur wenigen von Gott Auserwählten zugängliches Mittel dar, den sonst unerforschlichen Willen Gottes zu erkunden. Der „Erfolg“ einer von Faulhaber ge-

machten Kometenvorhersage für das Jahr 1618, in dem der Dreißigjährige Krieg ausbrach, erschien den Vertretern der protestantischen Orthodoxie ebenso wie dem jungen Descartes, der sich gerade die Grundlagen für seine spätere Position als Begründer des Frührationismus erarbeitete, nur als Zufallstreffer von mit dem gesunden Menschenverstand unverträglichen Assoziationen. Daß der Mathematik als Erkenntnis-mittel eines sich von den Vorurteilen überlieferter Autoritäten befreienden, bestimmten Regeln folgenden Verstandes eine besondere Rolle zukommt, stand für Descartes damals schon fest. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die Enttäuschung über nicht erfüllte Hoffnungen, die Descartes in die professionellen Vertreter der Mathematik seiner Zeit setzte.

Prof. Dr. Michael Albrecht, Trier
(11. Juni 2001)

***Brucker und die Eklektik –
Wandlungen eines Leitbegriffs
der Moderne***

Wenn verschiedene Stilformen epigonal nachgeahmt und miteinander vermennt werden, so spricht man heute – besonders in der Architektur – von Eklektizismus oder Eklektik. Dieser Begriff wird auch auf Philosophen und Philosophien angewendet;

unselbständiges, unkritisches, un-systematisches Vermengen ange-lernter Lehrinhalte bedeutet er hier. Man muß dies alles verges-sen, wenn man verstehen will, warum die Eklektik ein wichtiger Leitbegriff der Moderne vom 15. bis zum 18. Jahrhundert war; ein Begriff, der für die Selbständig-keit, für das freie Urteil und für die unabhängige Wahrheitssuche stand. „Platon ist mein Freund, Aristoteles ist mein Freund, aber meine beste Freundin ist die Wahrheit.“

Die Frage, wie der Begriff Eklektik zum Träger solcher Zie-le und Hoffnungen werden konnte, wird durch den Begriff selbst beantwortet, wenn man ihn nur wörtlich nimmt: Eklektik bedeu-tet Auswahl. „Prüft alles, das Gu-te behaltet!“ Denn diese Auswahl setzt voraus, daß man nicht auf die Worte irgendeines Meisters schwört, sondern von der Freiheit des Philosophierens Gebrauch macht. Und man kann nicht sa-gen, daß die eklektische Auswahl nicht praktikabel sei oder nicht praktiziert worden wäre.

In Bruckers Werk zeigt sich ein Abglanz des Ruhmes, den die Eklektik einmal genossen hatte: Bacon, Hobbes, Descartes und Leibniz werden in Bruckers Phi-losophiegeschichte als Repräsen-tanten der eklektischen Philoso-

phie eingeordnet. Auf der anderen Seite wird Eklektik nicht mehr als Auswahl, sondern bloß noch als Selbständigkeit aufgefaßt, womit sich eine inhaltliche Entleerung des Begriffs ankündigt. Das mit Eklektik Gemeinte konnte dann anders und besser gesagt werden, während die Eklektik selbst einer sich steigernden Abwertung verfiel. Die Wurzeln dieser Entwicklung lassen sich bei Brucker ebenfalls aufzeigen.

PD Dr. Ursula Baumann, Berlin
(29. Oktober 2001)

Durkheim und seine Zeitgenossen. Der Suizid als fait social und der Entwurf einer Theorie der modernen Gesellschaft um 1900

Um 1900 wurde das Phänomen der Selbsttötung zum bevorzugten Austragungsfeld politischer und weltanschaulicher Kontroversen. Ungleich stärker als in den Jahrzehnten davor und anders als im späten 20. Jahrhundert wird die Selbsttötung in dieser Zeit als gesamtgesellschaftliches Problem wahrgenommen und facettenreich diskutiert. Bis zum Ersten Weltkrieg wirkte der Suizid in den Ländern Mittel- und Westeuropas als Projektionsfläche für das Unbehagen in der Kultur, insbesondere an Urbanisierung und Säku-

larisierung, die in der Epoche der Hochindustrialisierung die Gesellschaft am stärksten veränderten. Die damals weit verbreitete Auffassung, daß die Zunahme der Selbsttötungen in einem Kausalverhältnis zum Fortschritt der Zivilisation stünde, nahm im Zusammenhang mit sich verstärkenden antimodernistischen Strömungen teilweise geradezu katastrophale Züge an. Zur Aufheizung des Klimas trug die drängende Präsenz der sozialen Frage bei. Das Erschrecken über die vielfachen Nöte breiter Bevölkerungsschichten mischte sich mit einem zumindest latenten Bedrohungsgefühl, da am politischen Erwartungshorizont in Gestalt der organisierten Arbeiterbewegung das Gespenst der Revolution stand. Der Suizid wurde einerseits als Teil bzw. Symptom der sozialen Frage diskutiert, andererseits bot er die Möglichkeit, eben diesen Kontext auf eine allgemeine Moral- und Kulturkritik hin zu überschreiten, da Selbsttötungen bekanntlich auch bei Angehörigen höherer Schichten vorkommen. Neben dem zeitdiagnostischen Potential, das man den Selbsttötungen bzw. ihrer Zahl in dieser Epoche zuschrieb, zehrte die Attraktivität der Thematik von einem erneuten Verwissenschaftlichungsschub. Als Objekt höchst unterschiedlicher Disziplinen war

der Suizid schon länger etabliert. Mit der Entstehung der Soziologie, die auf der Moralstatistik aufbaute, entstand eine neue Konkurrenz zum Mitte des 19. Jahrhunderts dominanten medizinischen Paradigma.

Die 1897 publizierte Arbeit Durkheims, eine *Etude sociologique*, wie der Untertitel sagt, wurde zum Gründungsdokument der modernen Soziologie. Als Synthese der einschlägigen Literatur des 19. Jahrhunderts markiert sie einen Höhepunkt der zeitdiagnostischen Analysen der Selbsttötung. Originell ist dabei weder der soziologische noch der methodologische Ansatz Durkheims, aber er liefert als erster einen kohärenten theoretischen Ansatz, der den Zusammenhang von Suizid und Zivilisation mit der Schwächung des soziomoralischen Zusammenhalts in der Gesellschaft in empirisch überprüfbarer Weise erklärt. Ausgehend von der Fragestellung nach den Grundlagen sozialen Zusammenhaltes und dem Verhältnis von individueller Freiheit und kollektiven Normen, die schon für seine 1893 publizierte Dissertation über soziale Arbeitsteilung leitend waren, entwickelt *Le Suicide* sowohl die Begründung der Soziologie als eigenständige Wissenschaft als auch eine Theorie der modernen Gesellschaft. Am Horizont der

Durkheimschen Analyse des Suizids als *fait social* steht sein Projekt einer säkularen Moral, die das Heilmittel gegen die Pathologien der Gesellschaft abgeben soll.

Dr. Jill Bepler, Wolfenbüttel
(14. Januar 2002)

Macht und Ohnmacht: Die fürstliche Witwe im Spiegel der Funeralwerke der Frühen Neuzeit.

Die vielfachen Wirkungsbereiche der deutschen Fürstin der Frühen Neuzeit sind von der historischen und literaturgeschichtlichen Forschung bislang nur unzureichend beachtet worden. Der Vortrag geht der Frage nach, wie sich protestantische Fürstinnen der Frühen Neuzeit durch eigene schriftstellerische Tätigkeit mit dem jähren Wechsel, der sich mit dem Tod des Gatten einstellte, auseinandersetzten und wie sie sich in ihrer neuen Rolle als Witwen in der Öffentlichkeit darstellten.

Prof. Dr. Giorgio Cracco, Trient
(28. Januar 2002)

Die neuen Tendenzen des geschichtlichen Denkens im Jahrhundert Friedrichs II.

Friedrichs II. hervorragende Persönlichkeit veränderte im Laufe

des 12. Jahrhunderts das geschichtliche Denken vollständig. Der Vortrag versucht, diese Veränderungen am Beispiel eines Chronisten darzustellen, der zugleich einer der glühendsten Bewunderer und Gegner Friedrichs II. war: Salimbene de Adam. Dieser biographisch wenig profilierte Autor verfaßte eine *Cronica*, die sich durch eine höchst interessante Konzeption auszeichnet: Vom Ordnungsmodell der *domus* ging er zum Modell des *ordo*, insbesondere des *ordo Minorum* (Klosterordnung) über. Dieser Ansatz wurde auch, wenngleich in verschiedenen Varianten, von anderen Chronisten der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts vertreten. So z.B. von Rolandino da Padova, der eine entscheidende Rolle der Stadtstaaten postuliert, Martino da Canal, der Venedig als Mittelpunkt der politischen Welt nach dem Zeitalter Friedrichs II. sieht, sowie Jacopo da Varazze, der sich einen Bund von Bischöfen unter päpstlicher Aufsicht vorstellt. Diese Perspektiven wirkten noch bis weit in die Frühe Neuzeit nach.

Gastwissenschaftliche Vorträge im Rahmen des Graduiertenkollegs

Dr. Peter Burschel, München
(12. Juli 2001)

Zur Martyriekultur der Jesuiten

Ausgehend von Märtyrerzyklen in römischen Kollegienkirchen der Jesuiten, nahm der Referent einen bislang noch wenig beachteten und infolgedessen kaum untersuchten Prozeß in den Blick, den man als Wiederentdeckung des Heroischen und das heißt vor allem auch: als Wiederentdeckung heroischer Heiligkeit in der katholischen Welt seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeichnen könnte – und der Teil eines grundlegenden Wandels der frühneuzeitlichen Himmelsgesellschaft der Heiligen war. Dabei ging es ihm nicht zuletzt darum, die Märtyrerzyklen als Schulen der zweckrationalen Disziplinierung von Phantasie zu entziffern.

Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit

4. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit Augsburg, 13.-15. September 2001

Augsburger Kongreß geht der Entstehung und Reichweite der frühmodernen Informationsgesellschaft auf den Grund:

Ein sehr positives Echo gefunden hat der Kongreß der Frühneuzeitler, zu dem sich rund 300 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Augsburg versammelt haben, um Mediengeschichte zu schreiben und der Entstehung und Reichweite der frühmodernen Informationsgesellschaft auf den Grund zu gehen.

Der Eröffnungstag war der „Tag der Druckmedien“, die zu Beginn der Neuzeit so revolutionär und modern waren wie es heute die digitalen Medien sind. Das wissensvermittelnde Buch, die aktuell informierenden Flugblätter und Flugschriften, Zeitungen und Zeitschriften wurden als die größten Erfolgsmedien besonders gewichtet. Am zweiten Tag des Kongresses wurden alle Kommunikationsmittel einbezogen und in Kommunikationsräume eingeordnet. Die Abfolge „Dorf und Stadt“, „Region und Reich“, „Europa und die Welt“ spiegelte den Trend zur Globalisierung; es wurden aber auch die vergessenen Alternativen festgehalten bis hin zur sprichwörtlichen ‚Kirche im Dorf‘. Am dritten Tag standen ausgewählte Themenfelder wie Propaganda und Geheimdiplomatie, Körpersprache und Rituale auf dem Programm. An diesen attraktiven Forschungsfeldern ließen sich grundlegende Fragen nach Öffentlichkeitsgrad, Steuerung und Funktion frühmoderner Kommunikation ebenso erörtern wie der historische Wandel.

Eine Podiumsdiskussion hat erstmals auf die Frühe Neuzeit spezialisierte Medienwissenschaftler und Geschichtswissenschaftler gezielt zusammengeführt und Impulse für das Verständnis der damaligen und gegenwärtigen Mediensituation gegeben. Unter Moderation des Wissenschaftspolitikers und Frühneuzeithistorikers Prof. Dr. WINFRIED SCHULZE diskutierten die als Buchautoren besonders hervorgetretenen Medienexperten Prof. Dr. MICHAEL GIESECKE und Prof. Dr. WERNER FAULSTICH mit der Frühneuzeithistorikerin und Expertin für die neuen Medien PD Dr. GUDRUN GERSMANN und dem veranstaltenden Frühneuzeithistoriker Prof. Dr. JOHANNES BURKHARDT über die Bedeutung, die das revolutionäre Verbreitungs- und Speichermedium Buch für die Neuzeit hatte und bedachten Kos-

ten und Nutzen der Medienentwicklung für Menschen und Kultur bis in die Gegenwart.

Mediendienstleister wie der Server Frühe Neuzeit der Universität München und zwei Web-Projekte zur Geschichte des frühneuzeitlichen Europas der Universität Wien präsentierten die modernen Medien, eine Vielzahl renommierter Wissenschaftsverlage die klassischen.

Zu einem der Höhepunkte des Kongresses wurde der Empfang im Goldenen Saal des Rathauses, zu dem die Medienstadt herzlich eingeladen hatte. Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit Prof. Dr. PAUL MÜNCH ließ dem festlichen Saal aus der Frühen Neuzeit eine fachkundige Würdigung zuteil werden und hob nicht nur die Bedeutung des frühneuzeitlichen Augsburgs, sondern auch die der Augsburger Frühneuzeit- und Kulturforschung selbst hervor.

Im Beiprogramm standen vier Stadtführungen zur Wahl sowie ein Kinobesuch, der an ein Leitmedium des 20. Jahrhunderts erinnerte und mit Stanley Kubricks „Barry Lyndon“ den wohl authentischsten Film über die Frühe Neuzeit vor Augen und Ohren führte.

Das Institut für Europäische Kulturgeschichte und das dem Tagungsthema besonders nahestehende Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ waren in die Veranstaltung eingebunden. Vom geschäftsführenden Direktor Prof. Dr. THEO STAMMEN eröffnet, hat das Institut in seinen Räumen mit Unterstützung der Gesellschaft der Freunde der Universität einen von den Gästen sehr gut angenommenen Empfang gegeben. Besonderes Interesse bei den Teilnehmern und Teilnehmerinnen fanden die Treffen der Arbeitskreise im Institut wie auch das gastgebende Institut und sein Graduiertenkolleg selbst.

Die Tagung wurde vom Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit der Universität Augsburg organisiert und stand unter der Leitung von Prof. Dr. JOHANNES BURKHARDT und Dr. CHRISTINE WERKSTETTER. Die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands wählte Prof. Burkhardt zu ihrem neuen Vorsitzenden. Die nächste Tagung findet vom 18.-20. September 2003 unter Leitung von Prof. Dr. Claudia Ulbrich in Berlin statt und ist dem Rahmenthema „Gewalt“ gewidmet.

„Ein Mittel gegen solche Unwissenheit ...“

Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung: das europäische Modell der Enzyklopädien

Augsburg, 27.-29. September 2001

Nach Einschätzung vieler Politiker und Publizisten, aber auch zahlreicher Sozial- und Kommunikationswissenschaftler sind die gegenwärtigen fortgeschrittenen Industriegesellschaften im Begriff, sich zu „Informations-“ bzw. „Wissensgesellschaften“ weiter zu entwickeln. Dieser Behauptung liegt die Annahme zugrunde, daß der ‚Information‘ bzw. dem ‚Wissen‘ künftig epochal höhere Bedeutung für die sozioökonomisch-politisch-kulturelle Existenz und Reproduktion zukomme, d.h. der sich formierende Gesellschaftstyp in seinem Wissensbedarf und in seiner Wissensbefassung historisch entscheidend von seinen Vorgängern differiere.

Schon Voltaire habe über Mittel gegen die Unwissenheit räsoniert, wie der Tagungsleiter THEO STAMMEN (Augsburg) in seinen einleitenden Worten vermittelte. „Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung“ als Leitbegriffe der Konferenz sollen aufzeigen, daß die Wissensgesellschaft kein modernes Phänomen ist, sondern daß jede Gesellschaft, sei sie aus früheren Epochen oder aus anderen Weltgegenden, Wissensgesellschaften sind, insofern unterschiedliche Formen und Sorten des Wissens, sozial produziert und kommunikativ distribuiert, diese Gesellschaft mit konstituieren.

HANS WELLMANN und KLAUS VOGELGSANG (beide Augsburg) zeigten, daß zwar das Wort ‚Enzyklopädie‘ schon seit dem 16. Jahrhundert durchgehend verwendet wurde, dabei aber nie ganz klar ist, ob es um die Totalität des Wissens oder um dessen bewußte Beschränkung ging. REINHOLD WERNER (Augsburg) setzte an dieser Stelle an und entwickelte den Unterschied von Sach- und Sprachwörterbuch systematisch.

Der Grazer Bibliothekar HANS ZOTTER veranschaulichte konkret die systematische Ordnung von Bibliotheken, die auf den Nutzer abzielte, der Wissen wiederfinden und verorten können mußte. Dies galt auch für juristische Enzyklopädien, so RAINER MARIA KIESOW (Frankfurt). Ziel war einerseits die Speicherung des – juristischen – Wissens, andererseits die Vermittlung, und zwar mit dem Anspruch auf Komplettheit, was angesichts des immensen Umfangs auf nicht geringe Schwierigkeiten stieß. Speziell mit diesem Problem setzte sich deshalb auch HELMUT ZEDELMAIER (Wolfenbüttel)

auseinander, der den Fragen des Lesens, Exzerpierens, des Ordnen und des Register-Erstellens in Enzyklopädien nachkam, d.h. es ging ihm um die Frage des – modern gesprochen – Wissensmanagements. ULRICH JOHANNES SCHNEIDER (Wolfenbüttel) wiederum demonstrierte am Beispiel des Standardwerks des 18. Jahrhunderts, des Universal-Lexikons von Johann Heinrich Zedler, den Spagat zwischen Konzeption einer Enzyklopädie und deren Umsetzung. Denn das wissenschaftlich-akademisch angelegte Zedler-Lexikon schwoll innerhalb kurzer Zeit von geplanten zwölf auf 68 Bände an, was eine immense verlegerische Leistung bedeutete.

Die theoretischen Grundlagen und Gestaltungsprinzipien der europäischen Enzyklopädien wurden von MARCO JORIO (Bern) für die Schweiz und von HINRICH BIESTERFELDT (Bochum) für den arabischen Raum vorgestellt, während GERHARD NEUMANN (München) sich mit der frühromantischen Enzyklopädie befaßte, und zwar am Beispiel des Konzeptes eines Wissens-theaters von Novalis. Die Theater-Metapher war Grundlage für MARKUS FRIEDRICH (München), Wissenskompilation und Wissensspeicherung in der Frühen Neuzeit vorzustellen, wobei diese spezifische Form der Stoffsammlung keinen Platz in den Enzyklopädien gefunden hätte: zu offen war die Struktur des dargebotenen Wissens. Auch Florilegien waren eine spezifische Form der Enzyklopädie, wie GILBERT HESS (München) ausführte, da es sich bei diesen im Prinzip um einen Index handelte. Frühneuzeitliche Tabellenwerke und Kompendien und ihre historisch-chronologische Systematik stellte ARNDT BRENDECKE (München) mittels der Segmentierung des historischen Weltbildes vor. MARKUS BANDUR (Freiburg) untersuchte die inhaltlichen Veränderungen des Musikbegriffes, dessen Wandel, seit Mitte des 18. Jahrhunderts beobachtbar, auf die Umsetzung von Fachwissen zu enzyklopädischem Wissen zurückzuführen ist.

PAUL MICHEL (Zürich) eröffnete mit einem Überblick über die Kritiker des enzyklopädischen Schreibens einen weiteren thematischen Schwerpunkt, in der zur Repräsentanz einzelner Wissensbereiche in den Enzyklopädien und zur Wirkungsgeschichte des enzyklopädischen Modells vorgetragen wurde. Michel konnte aufzeigen, daß gerade die Kritiker an Enzyklopädien selbst wiederum kleinere Enzyklopädien verfaßten, um das Ungenügen des enzyklopädischen Schreibens zu demonstrieren. WOLFGANG WÜST (Erlangen) und JOSEF MANČAL (Augsburg) befaßten sich mit den Intelligenzblättern der Aufklärungszeit. Während Wüst die ‚gelehrten‘ Sachen in den Intelligenzblättern unter der Fragestellung behandelte, ob es sich um eine regionale Alternative oder um die Rezeption der ‚großen‘ Enzyklopädie ging,

und zu dem Schluß kommt, daß es durchaus Ansätze gab, Gelehrsamkeit für die Intelligenzblätter didaktisch aufzubereiten und publik zu machen, konzentrierte Mančal sich auf Aspekte einer praktischen Enzyklopädie in den Augsburger Intelligenzblättern. Zwar gäbe es hinter den Ordnungs- und Vermittlungsformen keine Systematik, doch da es sich um aktualisiertes und aktualisierendes Wissen gehandelt habe, seien die Intelligenzblätter eine praktische Enzyklopädie gewesen. IOLANDA VENTURA (Salerno) untersuchte das alphabetische Herbar einer Enzyklopädie aus dem 13. Jahrhundert unter dem Gesichtspunkt der mit der Botanik verbundenen Disziplinen. DANIEL HOHRATH (Esslingen) beschäftigte sich schließlich mit der Beherrschung des Krieges in der Ordnung des Wissens, indem er die Konstruktion und Systematik der „Militairischen Wissenschaften“ im Zeichen der Aufklärung hinterfragte. Über die Antiken in der Enzyklopädie referierte VALENTIN KOCKEL (Augsburg), der feststellen konnte, daß im Gegensatz zu den anderen Wissensfeldern die umfangreiche antike Überlieferung in den Enzyklopädien eine deutlich nachgeordnete Rolle spielte.

Die Bedeutung einer Tagung, die sich mit einem europäischen Modell der Enzyklopädie befaßt, erschließt sich in der Frage nach der Fokussierung des Wissens, denn daß Wissen auch das Bewußtsein bestimmt und infolgedessen durch Wissen Herrschaftskonzepte gestützt würden, ist eine Erfahrung auch der jüngsten Geschichte.

Geistliche Staaten in Schwaben im Rahmen der Reichsverfassung

Schwäbisches Bildungszentrum Irsee,
11.-13. Oktober 2001

Leitung: Prof. Dr. Wolfgang Wüst, Ordinarius für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte, Universität Erlangen-Nürnberg

Die in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur veranstaltete, sehr gut besuchte Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, zu einer Neubewertung der seit der Spätaufklärung als „rückständig“ und „historisch überholt“ angesehenen geistlichen Staaten des Alten Reiches beizutragen. Sie war in vier Sektionen aufgeteilt: einer Sektion zu den Beziehungen der geistlichen Staaten zum Reich, einer zum inneren Aufbau, einer zur besonders wichtigen Frage nach dem weltlich-geistlichen Doppelcharakter und schließlich einer Abteilung zu den wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen. Jede Sektion bot indessen Gelegenheit, sich auch zur angestrebten neuen historischen Gesamtbewertung zu äußern.

Der Initiator und Leiter der Tagung, Prof. Dr. WOLFGANG WÜST, eröffnete die Veranstaltung mit einer konzisen Darstellung des gegenwärtigen Forschungsstandes und seiner Defizite. Prof. Dr. PETER BLICKLE (Bern) entwickelte entsprechende Forschungsperspektiven und stellte umfassendere Zusammenhänge her. Dr. BETTINA BRAUN (Paderborn) legte – gestützt auf ihr einschlägiges Untersuchungsvorhaben – neue Erkenntnisse zur Stellung der geistlichen Staaten im Reichstag, am Kaiserhof und auf weiteren Reichsebenen dar. Prof. Dr. PETER HERRSCHE (Bern) beleuchtete das Spannungsfeld des süddeutschen Klosterstaats zwischen intendierter Rückständigkeit und faktischer Reform. Prof. Dr. WOLFGANG E.J. WEBER (Augsburg) vermittelte einen Überblick in die Wahrnehmung und Bewertung der geistlichen Staaten in der zeitgenössischen Politikwissenschaft und Wissenschaft des Jus publicum. Dr. SABINE ULLMANN (Augsburg) stellte neue Befunde zur Funktion und Arbeitsweise des Reichshofrats in geistlichen Herrschaften vor. Prof. Dr. KONSTANTIN MAIER führte in die Wahlkapitulationen des Hochstifts Konstanz als Beispiel für die „Grundgesetze“ der geistlichen Staaten ein. Prof. Dr. WOLFGANG WÜST (Erlangen-Nürnberg) analysierte die Personalunionen zwischen Stiftsstaaten, die keineswegs notwendig zu Regierungschao führten. Dr. PETER KISSLING (Bern) skizzierte die „Policey“-Gesetzgebung des Fürststifts Kempten. Prof. Dr. PETER CLAUS HARTMANN (Mainz) gab eine profunde Kurzdarstellung der Rolle des Mainzer Erzkanzlers als höchstem geistlichem Herrschaftsträger des Rei-

ches. RALPH SCHULLER M.A. (Augsburg) ergänzte das Bild durch seinen kulturhistorischen Beitrag zur Jubiläums- und Festkultur in den Klosterstaaten, Prof. Dr. RAINER A. MÜLLER (Eichstätt) vertiefte es anhand einer tief-schürfenden Analyse der Reichs- und Kaisersäle oberdeutscher Reichsabteien. Den „Wirtschaftsstil“ geistlicher Staaten führte in kritischer Perspektive Prof. Dr. FRANK GÖTTMANN (Paderborn) vor. Auf ein wesentliches, zumindest im Spätmittelalter auch durchaus innovatives geistliches Wirtschaftsfeld wies Dr. ANDREAS OTTO WEBER (Erlangen-Nürnberg) hin. Dr. THOMAS HÖLZ (Bad Säckingen/Tübingen) legte Möglichkeiten klosterstaatlicher Politik vor und während des Großen Krieges 1618-1648 dar.

In der lebhaften Schlußdiskussion erwies sich, daß die Zeit für eine abschließende neue Bewertung der historischen Rolle der geistlichen Staaten noch nicht reif ist. Zwar konnte die Tagung zahlreiche Fehlwahrnehmungen und unangemessene Urteile herausarbeiten, die sich aus der verengten und negativen Perspektive einer Geschichtswissenschaft erklären lassen, in der das protestantisch-borussische Geschichtsbild noch nachwirkt. Ebenso war eine deutliche Erweiterung unserer Kenntnis der Ereignis- und Strukturgeschichte der geistlichen Staaten zu erzielen gewesen. Dennoch mußte der Wissenshorizont als noch zu lückenhaft eingeschätzt werden. In seinem Schlußwort gab der Tagungsleiter deshalb seiner Hoffnung Ausdruck, über diese Ergebnisse hinaus mit der Veranstaltung zu weiteren Forschungen angeregt zu haben.

Stipendiatinnen und Stipendiaten

DoktorandInnen

▪ Dauser, Regina

Kommunikation und Informationsvermittlung im 16. Jahrhundert – am Beispiel der Briefe des Hans Fugger (1531-1598)

Förderungszeitraum: 01.10.2001-30.09.2003

▪ Ferber, Magnus Ulrich

Der Augsburger Späthumanist Marx Welser d.J. (1558-1614)

Förderungszeitraum 01.01.2001 – 31.12.2002

▪ Freudenthaler, Ilse

Hofkultur und Repräsentation. Die Residenzen Renés von Anjou (1409 – 1480) im Spiegel seiner Hofrechnungen

Förderungszeitraum: 01.09.1999 – 31.08.2002

▪ Frieb, Katharina

Religiöses Leben in der Oberpfalz zwischen den Konfessionen. Volkskundliche Untersuchung aufgrund der Visitationsberichte von 1582/83

Förderungszeitraum: 01.04.1999 – 31.03.2002

▪ Friedrich, Susanne

Der Immerwährende Reichstag zu Regensburg als Informationszentrum

Förderungszeitraum: 01.10.1999 – 30.09.2002

▪ Gindhart, Marion

Die Kometen von 1618/19. Untersuchungen zur Vermittlung und Instrumentalisierung antiken und zeitgenössischen Wissens in der frühneuzeitlichen Kometenliteratur des deutschsprachigen Landes

Förderungszeitraum: 01.08.1999 – 31.07.2002

▪ Mordstein, Johannes

Die Judenschutzbriefe der Grafschaft Oettingen – Studien zu einem Herrschaftsmedium der Frühen Neuzeit im Kommunikationsfeld von Judengemeinden, Landesherrn und christlicher Untertanenschaft

Förderungszeitraum: 01.10.1999 – 30.09.2002

- Schuller, Ralph

Jubiläumsliteratur und memoriale Kultur in süddeutschen Klöstern und Fürstbistümern

Förderungszeitraum: 01.01.2001-31.12.2002

- Stieb, Nicole

Die Vermittlung von Ideen über „Nation“ und „Vaterland“ in der Augsburger periodischen Presse der Aufklärung (1755-1770)

Förderungszeitraum: 01.01.2002-31.12.2003

- Zaus, Katrin

Livius-Rezeption im 16. Jahrhundert. Zacharias Müntzer und sein Werk „Von Ankunfft und Ursprung deß Römischen Reichs“

Förderungszeitraum: 01.10.2001-30.09.2003

Postdoktoranden

- Donien, Jürgen

Die Integration von literarischen Vorgängern und wissenschaftlicher Literatur in Johann Michael Moscheroschs „Gesichten Philanders von Sittewalt“

Förderungszeitraum: 01.01.2002-31.03.2002

- Engelberg, Meinrad von

Fischer von Erlach und Juvarra: Hofarchitekten um 1700

Förderungszeitraum: 01.10.2001-30.09.2002

Kollegiat

- Römmelt, Stephan

Der geistliche Fürst im Spiegel der Literatur. Voraussetzungen, Kontinuitäten und Wandlungsprozesse der frühneuzeitlichen Panegyrik vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, aufgezeigt am Beispiel des Hochstifts Würzburg

Promotions- und Forschungsprojekte

In dieser Rubrik bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Graduiertenkollegs die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen. Die Abfolge dieser Präsentationen orientiert sich an den im Graduiertenkolleg zur Untersuchung vorgesehenen Wissensfeldern und der jeweiligen Zuordnung der einzelnen Forschungsprojekte. Was in den unterschiedlichen Feldern erforscht werden soll, ist bekanntermaßen die Speicherung und Verarbeitung von kirchlich-herrschaftlich-wirtschaftlichem, von historischem, von alltagsweltlich-ökonomisch-gesellschaftlichem, von politischem, von lehrförmigem sowie ästhetischem Wissen.

Politisches Feld

Die Vermittlung von Ideen über „Nation“ und „Vaterland“ in der Augsburger periodischen Presse der Aufklärung (1755-1770)

Nicole Stieb

Zur Person



Nicole Stieb wurde am 15.04.1974 in Augsburg geboren. Von 1994 bis 2000 studierte sie Volkskunde, Kunstgeschichte und Kirchengeschichte an den Universitäten Augsburg und Padua. An der Universität Augsburg schloß sie ihr Studium im Mai 2000 mit einer Arbeit zum Thema „Die Aberglaubenskritik in den Augsburger Intelligenzzetteln“ mit dem Magister Artium ab. Seit Januar 2002 ist sie Stipendiatin des Graduiertenkollegs unter der Betreuung von Frau Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel.

Projekt

Die Erforschung der periodischen Presse des 18. Jahrhunderts im süddeutschen Raum hat bislang wenig Beachtung gefunden. Defizite sind vor allem im Bereich der Aufklärungsforschung, sowie der wirkungs- und lesergeschichtlichen Forschung vorhanden. Hartnäckig hält sich das Vorurteil von einer Rückständigkeit süddeutscher Gebiete gegenüber norddeutschen Territorien, die nicht selten auf eine Polarisierung konfessioneller Zugehörigkeit hinauslaufen.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht eine umfassende Analyse des Augsburger Pressewesens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die neben der Vermittlung und Verbreitung aufklärerischer Inhalte, die Organisation des Buchhandels und des Verlagswesens, die Verleger und Autoren der Schriften ins Blickfeld nehmen soll. Als Quellengrundlage werden verschiedene Vertreter der periodischen Presse herangezogen, die sich nach Gattung, Inhalt, Zielsetzung, Erscheinungsdauer, Leserschichten, sowie dem Verbreitungsgebiet unterscheiden und ein differenziertes Bild der Augsburger Presse und der geistigen Situation in der Reichsstadt bieten. Zum einen handelt es sich dabei um den „Augsburger Intelligenzzettel“ des Verlegers Johann Andreas Erdmann Maschenbauer, die beiden „Augsburger Ordinari-Zeitungen“ und zum anderen um ausgewählte Schriften der „Kaiserlich Franciscischen Akademie freier Künste und Wissenschaften“. Es besteht hier die Möglichkeit, anhand der Presseerzeugnisse protestantischer und katholischer Verleger die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Aufklärung und Konfessionalisierung neu zu stellen. Zugleich wird Aufschluß gewonnen über die geistigen Quellen der Verleger und ihre Handelsbeziehungen im Reich und ein Beitrag zur Erforschung der Beziehung der Konfessionen geleistet.

Die Arbeit setzt es sich zum Ziel, anhand publizistischer Quellen den frühen nationalen Diskurs im 18. Jahrhundert im Bezug zum Weltbild der Aufklärung aufzuzeigen. Sie nimmt Einsicht in den Prozeß der Erzeugung nationaler Imaginationen und ihrer Wirksamkeit über den Zeitraum des Siebenjährigen Krieges, der Nationalgeist-Debatte und der literarischen Bestimmung des „Deutschen“ um 1770 hinweg. Nationales Bewußtsein wurde erzeugt, lange bevor der Nationalstaat zur Wirklichkeit wurde. „Die Konstruktion der Nation“, schreibt Hans-Martin Blitz, „muß erst einmal entworfen werden, bevor sie wirkungsmächtig wird“ (Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert, Hamburg 2000, S.16). Kommunikative Prozesse, nicht territoriale Realität bestimmen das Bild der Nation im 18. Jahrhundert.

Es läßt sich feststellen, daß der Siebenjährige Krieg eine nationale Debatte gefördert und entscheidend zur Herausbildung eines kollektiven patriotischen Bewußtseins beigetragen hat. In dem voranschreitenden Prozeß der Nationalisierung spielt der Begriff des „Vaterlandes“ eine wichtige Rolle. Er besitzt meist regionalen Bezug und ist territorial nicht eindeutig festlegbar. Es handelt sich vielmehr um die Idee einer geeinten, gefühlsverbundenen Gemeinschaft, in der angesichts des Kriegsleidens die Grenze zwischen

Herrscher und Beherrschten durchlässig wird; sie trägt letztlich zu einer Identifikation des Einzelnen mit dem Interesse des Staates bzw. des Monarchen bei. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgt eine weitreichende Beschäftigung mit der alten Geschichte, die auf dem Boden nationaler Bestrebungen eine neue Bedeutung erlangt. Der Umgang mit historisch-memorialem Wissen, seine Verbreitung in der öffentlichen Presse und seine Vereinnahmung für die Interessen des Staates sollen eingehend betrachtet werden.

Von besonderem Interesse ist die Auswertung des Bücherangebotes in der periodischen Presse. Die Inserate lassen Rückschlüsse auf das Korrespondentennetz der Verleger und ihren möglichen Quellen zu. Sie dokumentieren, welche Bücher dem lesebereiten Publikum in Augsburg zur Verfügung standen, in welchem Maße nationale Themen eine Rolle spielten und Werke der Aufklärungsliteratur enthalten sind. Da für den zu untersuchenden Zeitraum Subskribentenlisten fehlen, können hier wertvolle Hinweise auf die Leserschaft gewonnen werden.

Abschließend soll die Wirkungsgeschichte der periodischen Presse auf das Geistesleben in der Reichsstadt betrachtet werden. Dabei stehen die Verleger und Autoren der Zeitungen und Zeitschriften, sowie herausragende Persönlichkeiten des städtischen Lebens im Blickfeld der Untersuchung; es wird ihr geistiges Umfeld, ihre berufliche und private Tätigkeit und ihre Mitwirkung an Gesellschaften und in Vereinigungen dargestellt. Ferner soll die Fragestellung verfolgt werden, welchen Einfluß dieser Personenkreis auf die Nachrichtenübermittlung ausübte und wie dieser sich im Leben der Reichsstadt niederschlug.

In der Arbeit wird aufgezeigt, wie die Informationspolitik in der Presse auf die Leser wirkt, wie sie Wissensbestände für ihre Zwecke vereinnahmt und zu Standardisierungen von Meinungen und Wissen beiträgt. Ferner werden wirtschaftliche und organisatorische Zusammenhänge von Verlagswesen, Buchhandel und Leserpublikum erarbeitet.

Memoriales Feld

Livius-Rezeption im 16. Jahrhundert: Zacharias Müntzer und sein Werk „Von Ankunfft und Ursprung deß Roemischen Reichs“

Kathrin Zaus, geb. Weißl

Zur Person



Katrin Zaus wurde 1976 geboren. Von 1995 bis 2001 studierte sie Alte Geschichte, Bayerisch-Schwäbische Landesgeschichte und Volkskunde an der Humboldt-Universität Berlin, der LMU München sowie der Universität Augsburg. An der Universität Augsburg schloß sie im Mai 2001 mit einer Arbeit zum Thema „Die Tibia – das ‚Nationalinstrument‘ der Römer im Wandel der Zeit“ ihr Studium mit dem Magister Artium ab. Seit Oktober 2001 ist sie Stipendiatin des Graduiertenkollegs unter der Betreuung von Prof. Dr. Gunther Gottlieb und Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber.

Projekt

Die Dissertation beschäftigt sich mit der Rezeption des römischen Historiographen Livius und seines Werkes „Ab urbe condita“ im 16. Jahrhundert, also der Zeit, in welcher der genannte Autor zumindest im deutschsprachigen Raum als der meistgelesene antike Geschichtsschreiber überhaupt gelten kann. Hierfür soll exemplarisch die deutsche Übersetzung „Von Ankunfft und Ursprung deß Roemischen Reichs“ untersucht werden, welche der Frankfurter Zacharias Müntzer, ein Micyllus- sowie Melanchthon-Schüler und später in Büdingen bzw. in Gelnhausen tätiger, protestantischer Pfarrer, bis zum Jahre 1568 anfertigte. Als prachtvoll ausgestalteter, von Jost Amman eigens reich bebildeter Folioband entwickelte sich das umfangreiche, ca. 1000 Seiten umfassende Werk – es enthält neben der eigentlichen Übersetzung ein Vorwort, eine Livische Chronica, die Inhaltsangaben des sog. Florus sowie ein ausführliches Register – zunächst für seinen Verleger Sigmund Feyerabend (Frankfurt a. M.), später für Theodosius Rihel (Straßburg) zu einem wahren

Verkaufserfolg und erfuhr so bis ins 17. Jahrhundert hinein mehrere Neuauflagen.

Im Mittelpunkt der historisch ausgerichteten Arbeit werden folgende Fragestellungen stehen: die Klärung des historischen und biographischen Entstehungszusammenhangs, eine Textanalyse unter verschiedenen Gesichtspunkten – unter anderem den Zielen und Beweggründen der Übersetzungstätigkeit, dem erstrebten Nutzen, dem Umgang mit der Fachterminologie, inhaltlichen Erweiterungen oder Kürzungen, Fragen nach der ‚Übersetzung‘ des kulturell Fremden in einen dem frühneuzeitlichen Leser verständlichen Kontext, nach der Bedeutung der Religion bzw. des paganen Kultes und der Rolle der Reichsideologie –, soweit möglich, die Bestimmung des Rezipientenkreises sowie ein begrenzter Vergleich mit Forschungsergebnissen zu der 1505 bei Schöffer (Mainz) herausgegebenen „Römischen Historie“ von Bernhard Schöfflerlin und Ivo Wittich.

Ziel ist es dabei, den spezifischen Stellenwert volkssprachlicher Ausgaben von antiker Geschichtsschreibung, der *historia* als *magistra vitae* für die des Latein Unkundigen, im humanistischen Bildungsprogramm und Wissenschaftsverständnis sowie ihre Bedeutung für die Reproduktion, die charakteristische Verarbeitung und Vermittlung antiken Gedankengutes – in seiner Form als integriertem Teil der ‚Moderne‘ und bedeutendem Element der europäischen Wissenskultur – an das deutsche Lesepublikum im Zeitalter der Konfessionalisierung herauszuarbeiten.

Ästhetisches Feld

Architektur als Medium „nationaler“ Identitätsstiftung?

(Eine vergleichende Untersuchung zu Leben und Werk der Hofarchitekten Johann Bernhard Fischer von Erlach, Filippo Juvarra und ihres Umfeldes)

Meinrad von Engelberg



Zur Person

Geboren 1966 in Wiesbaden. Von 1987-1995 Studium der Architektur, Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Geschichte an den Universitäten Darmstadt, Wien und Bonn. 1996-2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Lehrstuhls Kunstgeschichte der Universität Augsburg. Promotion 2001 mit dem Thema: „*Renovatio Ecclesiae* – die Umgestaltung mittelalterlicher Kirchen zwischen Reformation und Säkularisation“ bei Prof. Dr. Andreas Tönnemann. Seit Oktober 2001 Postdoktoranden-Stipendiat des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“.

Projekt

Die deutsche Kunst zwischen 1690 und 1790 wird seit langem als eine Periode mit formal eigenständiger Entwicklung gedeutet: Unter verschiedenen Etikettierungen wie „Süddeutscher Barock“, „Rokoko“, „Spätbarock“ hat man versucht, das Spezifische dieser Epoche zu fassen, die sich nicht mehr ohne weiteres in die Kontinuität oder Peripherie der römischen und Pariser Entwicklung einordnen läßt. Unklar ist jedoch bis heute, worin das spezifisch „deutsche“ dieser Kunst besteht und wie man diese Eigenart genau definieren kann.

Handelt es sich bei der Annahme „nationaler“ Differenzierungen um ein „zeitgeschichtliches Artefakt und Wunschbild der Forschung“ (Hellmut Lorenz) oder um eine unbestreitbare, „noch nicht genügend differenziert untersuchte“ Realität (Friedrich Polleroß)?

Wegweisend für diese Fragestellung hat Hans Sedlmayr das Phänomen eines autonomen „deutschen“ Barocks mit dem Terminus „Reichsstil“ zu fassen versucht, einem problematischen Begriff, dem seine Entstehung im Jahr des „Anschlusses“ Österreichs an „Großdeutschland“ (1938) deutlich anzuhören ist. Sedlmayr verstand den „Reichsstil“ als Produkt (im mathematischen Wortsinn!) einer bestimmenden historischen Situation – das wiedererstarkte Österreich nach der Befreiung Wiens 1683 mit seinem Anspruch auf die universelle Monarchie – mit dem Genie eines Individuums, des Architekten Johann Bernhard Fischers von Erlach (Graz 1656 - Wien 1723), der die Innovationen des römischen Hochbarocks in eine eigene, für Deutschland vorbildliche und verbindliche Sprache übersetzt habe.

Trotz vielfältiger Kritik hat Sedlmayrs Begriff die kunsthistorische Diskussion zu großen Teilen bestimmt, und sei es in der vehementen Ablehnung dieses Deutungsmodells. Die heutige Barockforschung geht mehrheitlich von einer entgegengesetzten Lesart aus, indem sie lediglich die politischen Organisationsformen und konfessionellen Denkmodelle des Absolutismus als konstituierend anerkennt, wohingegen „nationale“ Identitätsmodelle eine untergeordnete Rolle gespielt hätten und daher als künstlerische Kriterien für die Zeit vor 1750 ungeeignet erschienen. Statt dessen werden vor allem die übernationalen Verbindungen und künstlerischen Einflüsse hervorgehoben, welche in jener Epoche auf ein gemeinsames Ideenzentrum, auf Rom zurückzuführen seien.

Georg Schmidt hat in seiner „Geschichte des Heiligen Römischen Reiches“ (1997) die elementare Bedeutung des Namenszusatzes „...deutscher Nation“ für das Selbstverständnis des kaiserlichen „Reichsstaates“ wieder in den Vordergrund rücken wollen – auch dies blieb nicht unwidersprochen.

Die Kritiker Sedlmayrs übersehen oft, daß das „Reichsstil“-Modell den „nationalen“ Charakter von Fischers Architektur als Artefakt, als politisches Programm und nicht als Ausdruck eines bestimmten Volkscharakters deutet. In diesem Verständnis von Kunst als Instrument der Konstruktion von staatlicher Identität erscheint die „Reichsstil“-These methodisch erstaunlich modern, wenn auch in ihrer „großdeutschen“ Intention zeitgebunden.

Es soll daher untersucht werden, inwieweit um 1700 tatsächlich Vorformen eines „nationalen“ Selbstverständnisses existierten, ob sich diese Denkmodelle auf staatliche Gebilde oder volkssprachliche Identitäten bezogen, und wie sie auf die künstlerische Produktion eingewirkt haben könnten.

Die umstrittene Frage der „nationalen“ Differenzierung der Barockarchitektur soll durch eine vergleichende Analyse konkretisiert werden: Läßt sich ein spezifisch „deutscher“ Charakter der Architektur Fischers von Erlach und seiner Zeitgenossen in Abgrenzung zur gleichzeitigen norditalienischen, ebenfalls aus römischen Wurzeln hervorgehenden Architektur positiv bestimmen? Handelt es sich nur um individuelle Idiome oder lassen sich Charakteristika aufzeigen, die über die persönliche Handschrift einzelner Künstler hinaus auf eine kollektiv determinierte Ästhetik des jeweiligen Milieus verweisen? Entsteht gleichzeitig mit dem „österreichischen Barock“ in Turin eine „römische“, „italienische“ oder (als Parallele zum „Reichsstil“) eine „savoyische“ Architektur?

Als Vergleich zu Fischer von Erlach bietet sich der Turiner Hofarchitekt Filippo Juvarra (Messina 1678 - Madrid 1736) an, den eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten mit dem Wiener Baumeister verbindet. Obwohl diese Gegenüberstellung seit dem Beginn der vergleichenden Barockforschung als erfolgversprechend und naheliegend gefordert wurde, ist sie bisher noch nicht in der gebotenen Ausführlichkeit und Genauigkeit versucht worden.

Beide Architekten stammten nicht aus den Zentren der barocken Architekturentwicklung und erfuhren eine erste künstlerische Ausbildung in ihrer jeweiligen Heimat; in Rom erhielten sie erst im relativ hohen Alter eine zweite, aber langjährige Schulung. Fischer wurde 1688 Lehrer des Erzherzogthronfolgers Joseph (I.) in Wien, Juvarra etwa 20 Jahre später Hofarchitekt in Turin. Trotz des Altersunterschiedes von fast einer Generation weisen die den beiden Meistern gestellten Aufgaben bemerkenswerte Ähnlichkeiten auf. Hierbei mögen auch die engen politischen Beziehungen zwischen Wien und Turin während des Spanischen Erbfolgekriegs eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Die Untersuchung möchte eine interdisziplinäre kulturhistorische Fragestellung – die Kategorie des „Nationalen“ als identitätsstiftendes Modell der Barockzeit – mit der klassischen kunsthistorischen Methode des Vergleichs und der Werkanalyse verbinden. Architektur steht hierbei als eigenständiges Medium des Kultur- und Wissenstransfers im Europa der frühen Neuzeit gleichberechtigt neben Bildmedien und Texten.

**Sommerakademie des Augsburger Graduiertenkollegs
„Perspektiven der frühneuzeitlichen Informationskultur“**

Augsburg, 2. – 6. September 2002

Das Graduiertenkolleg *Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der frühneuzeitlichen Informationskultur* veranstaltet vom 2. bis 6. September 2002 eine interdisziplinäre Sommerakademie zum Thema *Perspektiven der frühneuzeitlichen Informationskultur*. Es handelt sich dabei um einen einwöchigen Workshop an der Universität Augsburg, zu dem StudentInnen, Graduiierende sowie Postgraduierte aller einschlägig interessierten Fächer herzlich eingeladen sind.

Dargestellt und diskutiert werden sollen die wichtigsten Aspekte und Dimensionen einerseits der Kommunikations-, Medien- und Wissensgeschichte der Frühen Neuzeit, andererseits der aktuellen Kommunikations- und Medienforschung. Ziel ist, den jeweils aktuellen Forschungsstand zu vermitteln und entsprechende Forschungsperspektiven aufzuzeigen, wobei auch die jeweils eigenen Projekte der Beteiligten berücksichtigt werden können.

Die Arbeit findet in Sektionen statt, die von Historikern, Kunsthistorikern, Germanisten und Medienwissenschaftlern aus ganz Deutschland geleitet werden. Zwei Beteiligungsformen sind vorgesehen: Einerseits der Vortrag eines Referats, andererseits die Kommentierung und Diskussion der Referatsthemen und der Gesamthematik. Die Referentenzahl ist dabei pro Sektion auf 10 Teilnehmer begrenzt.

Bewerben können sich Studierende der höheren Semester und Graduiierende aller Qualifikationsstufen aus den Sprach- und Literaturwissenschaften, Politik-, Sozial und Kommunikationswissenschaften, Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde.

Gasthörer sind ebenfalls herzlich willkommen, allerdings mit der Bitte um vorherige Anmeldung bis 31. Juli 2002 am Institut für Europäische Kulturgeschichte.

Programm

SEKTION I

Grundlagen und Grundperspektiven der frühneuzeitlichen Informationskultur

Leitung: Prof. Dr. M. North, Greifswald / Prof. Dr. W. E.J. Weber, Augsburg

Referatsthemen:

- 1.) Die Frühe Neuzeit als Epoche der Kommunikationsrevolution(en)
- 2.) Die Medien und Kommunikation des Humanismus
- 3.) Reformation und Konfessionalisierung als Kommunikationsprozesse
- 4.) Kommunikation im frühneuzeitlichen Dorf
- 5.) Europäische Expansion und Kommunikation
- 6.) Lesen und Schreiben in der Frühen Neuzeit
- 7.) Kommunikative Quellen und Wahrnehmungshorizonte der städtischen Chronistik
- 8.) Formen der Zensur
- 9.) Die Aufklärung als Kommunikationsprozeß
- 10.) Kommunikation und Französische Revolution

SEKTION II

Informationsträger: Schrift – Bild – Objekte

Leitung: apl. Prof. Dr. M. Fauser, Osnabrück / Prof. Dr. W. Williams, Augsburg

Referatsthemen:

- 1) Kultbilder, Gottesbilder, Gnadenbilder
- 2) Bilderstreit(e)
- 3) Diskurse über das Visuelle
- 4) Buchillustration, Bildpublizistik

- 5) Ekphrasis, Bildbeschreibung
- 6) Emblematik und andere mediale Formen
- 7) Ästhetische Diskurse zum Bild und Bild-Text-Bezügen
- 8) Bilder und Texte in politischen Kommunikationsräumen
- 9) Wissenschaftsgeschichte der Text - Bild- Bezüge

SEKTION III

Wissensspeicher und –Multiplikatoren: Sammlung, Wunderkammer, Bibliothek

Leitung: Prof. Dr. G. Bickendorf, Augsburg / Dr. Dr. E. Fiorentini, Stuttgart

Referatsthemen:

a) Kontexte, Aufgaben und Multiplikationsmechanismen

- 1.) Das Studiolo: der einsame Fürst im Kosmos des Wissens
- 2.) Sammlungen und Bibliotheken von Privatgelehrten: Forschung und Austausch
- 3.) Sammlungen und Bibliotheken an Fürstenhöfen: Schatzkammer und Orte der Repräsentation
- 4.) Bibliotheken und Sammlungen der Orden: Offenbarung und Wahrheits-suche
- 5.) Bibliotheken und Sammlungen der Akademien: Von der Neugier zur Wissensakkumulation und programmatischen Forschung

b) Inhalte, Formen und Vermittlungsstrategien

- 6.) Wunderkammern und Kuriositäten: Der enzyklopädische Anspruch
- 7.) Kunst- und Antiquitätensammlungen: Gegenwartsgeschmack und retrospektives Wissen
- 8.) Naturaliensammlungen: Die Welt im Kasten
- 9.) Ethnographische Sammlungen: Taxonomie des Menschen
- 10.) Dekorationssysteme in Bibliotheken: Das Wissen vor Augen

SEKTION IV

Informationsverbreitung und -vermittlung: Kommunikation und Nachrichtenwesen

Leitung: Prof. Dr. E.-B. Körber, Berlin / N.N., Augsburg

Referatsthemen:

- 1.) Kaufmännisches Nachrichtenwesen in der Frühen Neuzeit
- 2.) Die ersten Zeitungen im 17. Jahrhundert
- 3.) Funktionen der unperiodischen Drucke (Flugblätter/Flugschriften)
- 4.) Anfänge der politischen Zeitschriften im 18. Jahrhundert
- 5.) Postorganisation im Heiligen Römischen Reich
- 6.) Gesandtschaftswesen in der Frühen Neuzeit
- 7.) Was veränderte der Buchdruck?
- 8.) Die Öffentlichkeit von Predigten
- 9.) Formen der Wissensvermittlung an Universitäten und Schulen
- 10.) Kommunikation der Macht; Verhandlung oder Inszenierung
- 11.) Propaganda in der Frühen Neuzeit
- 12.) Buchhandel in der Frühen Neuzeit
- 13.) Nachrichtenlieder und ihre Verbreitung

SEKTION V

Aktuelle Perspektiven der (historischen und gegenwartsbezogenen) informationswissenschaftlichen Forschung

Leitung: Prof. Dr. B. Bachmair, Kassel / Prof. Dr. T. Hausmanning, Augsburg

Referatsthemen:

- 1.) Vom Konzept des Informationstransport zum Konzept des Sozialen Handelns
- 2.) Das Medium als Text
- 3.) Formen der Medien-Rezeption und Medien-Aneignung

- 4.) Der Beitrag der Medien zur sozialen Konstruktion der Wirklichkeit
- 5.) Medien und Alltagsleben
- 6.) Gegenmächte und subversiver Alltagsgebrauch medialer Informationalität
- 7.) Instrumentelles Wissen, informationelle Weltgenerierung und Macht
- 8.) Von den Medien zur Alltagsästhetik
- 9.) Von der Wissens- zur Weltinformationsgesellschaft? Die Utopie vom Internet als Kollektiver Intelligenz
- 10.) Netzrealitäten: Wissensallokation und Wissensgebrauch in der segmentierten Struktur des Internet

Hans Zehetmair würdigt IEK

Wer es noch nicht gewußt (oder geglaubt) hat, kann es jetzt Schwarz auf Weiß nachlesen: Das IEK gehört in Bayern zu denjenigen Universitätsinstituten, die ausdrücklich zu dem Zwecke gegründet wurden, die High-Tech- und ‚neue Wissensgesellschaft‘ kulturwissenschaftlich zu informieren und kritisch zu begleiten. Kein geringerer als der Bayerische Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst Hans Zehetmair hat in seinem jüngsten Werk *Kultur bewegt: Kulturpolitik für Bayern, München, 2001* diese Positionierung vorgenommen. Dort wird im einschlägigen Abschnitt das IEK an erster Stelle aller Einrichtungen genannt, die „das Gewicht der Kulturwissenschaften“ für den „Dialog mit den Naturwissenschaften und der Technologie“ und „in der Gesellschaft stärken“. „Als Beispiele nenne ich das Zentralinstitut für Europäische Kulturgeschichte in Augsburg, die Fakultät *philosophy & economics* in Bayreuth, die Wirtschafts- und Kulturraumstudien in Passau und die Fakultät für Interkulturelle Kommunikation an der Ludwig-Maximilian-Universität München“ (Seite 196).

Eine Stimme von außerhalb: Der Rektor der Universität Basel zu den aktuellen Problemen der Universität

Unerwartete Bestätigung, daß die am Institut für Europäische Kulturgeschichte, im Graduiertenkolleg und an der Universität Augsburg insgesamt geführte Diskussion über den Zustand und die Verbesserungserfordernisse von Universität und Bildung hochgradige Aktualität aufweist, zeigt ein Blick auf die jüngsten Ausführungen des Baseler Rektors Ulrich Gäbler:

1. Eine Erneuerung des Doktorats drängt sich auf. Dabei muß unverzichtbarer Bestandteil der Nachweis zur selbständigen wissenschaftlichen Arbeit sein. Dieses Humboldtsche Erbe ist unaufgebbar.
2. Der Weg zum Doktorat kann nicht mehr, wie im geistes- und kulturwissenschaftlichen Bereich immer noch üblich, im einsamen Alleingang zurückgelegt werden. Das Doktoratsstudium ist, in allen Teilen der Universität, zu strukturieren und als Ausbildungsprogramm zu präsentieren.

3. Über den unabdingbar nötigen Erwerb von Forschungsqualifikation hinaus, muß sich das Promotionsstudium der so sehr vernachlässigten Kompetenz mündlicher Verständigung annehmen. Das Doktorat sollte die Fähigkeit nachweisen, sich im eigenen Fach, aber insbesondere auch über dessen Grenzen hinaus mündlich wie schriftlich verständlich machen zu können. Graduiertenkollegs sind ein exzellentes Mittel, um beides, schriftliches wie mündliches Präsentieren und Argumentieren, einzuüben.
4. Der Schulung von Lehr- und Lernfähigkeit kommt innerhalb wie außerhalb der Universität zunehmende Bedeutung zu. Unbestrittenerweise verlangt die heutige Berufswelt nach immer rascherer Anpassung an neue Situationen, und die Zukunft von einzelnen wie von Unternehmungen entscheidet sich an der Fähigkeit zu „lernen“. Dabei läßt sich absehen, daß die Grenze zwischen Lehren und Lernen durchlässiger wird. Um so mehr hat die Universität als lehrende und lernende Organisation ihre Absolventinnen und Absolventen darauf vorzubereiten und auszubilden.
5. Wenn beim Doktorat ein größeres Augenmerk auf Verständigungskompetenz gelegt wird, dient es auch besser als qualifizierender Grad auf dem Weg in das akademische Lehramt.

Mit einer solchen Wiedergewinnung des Doktorates im Hinblick auf Lehrkompetenz verliert eine Habilitation in der heutigen Form noch weiter an Bedeutung. Ich muß gestehen, daß ich in der gegenwärtigen Form von Habilitation ohnehin nur noch wenig Sinn zu entdecken vermag. Als Kompetenznachweis dient im wesentlichen das schriftliche wissenschaftliche Werk, dieses steuert allerdings über die Doktorarbeit hinaus kaum qualifizierende Elemente bei.

Gerade worauf es ankäme, nämlich Kompetenz in der mündlichen Verständigung sowie allgemeine Qualifikation in der Lehre, wird durch die Habilitation nur oberflächlich oder überhaupt nicht überprüft. Die Habilitation ist zum Relikt einer antiquierten Standes- und Professorenuniversität geworden. Deswegen drängt sich eine grundlegende Erneuerung des Weges zum akademischen Lehramt auf.

Aus: Ulrich Gäbler, Die Universität ist keine Dressuranstalt (= Basler Universitätsreden, 97. Heft), Basel, 1999, S. 3-18, hier: S. 17-18.

Dr. Thomas Bodenmüller
Akademisches Auslandsamt
Universität Greifswald
Domstraße 11
17487 Greifswald

Claudia Buhles
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel
Fach Volkskunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86135 Augsburg

Christine Gillich
Kesterstraße 3
86153 Augsburg

Dr. Achim Landwehr
Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86135 Augsburg

Prof. Dr. Michael North
Historisches Institut der
Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald
Domstraße 9a
17487 Greifswald

Prof. Dr. Volker Reinhardt
Département d'Histoire médiévale et moderne
Miséricorde
Av. Weck-Reynold 20
CH – 1700 Fribourg

Prof. Dr. Wilfried Reininghaus
NRW-Staatsarchiv
Bohlweg 2
48143 Münster

Dr. Michaela Schwegler
Fach Volkskunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86135 Augsburg
Dr. Anke Sczesny

Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp
Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86135 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang Wüst
Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte
Universität Erlangen
Kochstraße 4
91054 Erlangen